

VERONA

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Dilettanten. Novelle von Ludwig Habicht. — Sommernachmittag. Von D. Schulz. — Mumienweien. (1795) Von E. M. Sacano. (Schluß). — Wer gewinnt? Von F. Jover. — Das Rechnungsbuch der Hausfrau. Von Helene Stöhl. — Mosaik (mit Abbildung). — Die Mode (mit Abbildungen). — Feine Küche. — Wirthschaftsplaubereien. — Beschreibung des colorirten Stahlstich-Modenbildes vom 1. März. — Schach. — Rebus. — Unterhaltungs-Aufgaben. — Quadrat-Räthsel. — Auflösungen des Kreisräthfels, des Rebus, der Wörtergruppe und der Unterhaltungs-Aufgaben Nr. 9 und 10. — Correspondenz. — Zur Frühjahrs-Saison.

Dilettanten.

Novelle von Ludwig Habicht.

„Fremde angekommen, Giovanni?“
 „Ja, Herr Professor, drei Damen.“
 „Doch nicht etwa wieder Engländerinnen?“
 „Nein, Deutsche.“
 „Aber alte Damen?“
 „Nur die Eine, die andern Beiden noch sehr jung.“
 „Also Mutter und Töchter. Es ist gut, Giovanni,“ und der Professor nickte dem Kellner verabschiedend zu, während er sich an seinen Begleiter wandte. „Wollen wir nicht noch ein wenig im Kloster gange auf und ab wandern? er wird zum Glück von unsern pinselnden Engländerinnen nicht mehr belagert und bis zum Essen haben wir noch eine gute Stunde Zeit.“
 „Ich bin dabei, werde ich doch ohnehin nicht müde, diesen alten Kloster gang zu bewundern — aber lieber Professor, was haben Ihnen denn unsere Engländerinnen gethan?“
 „Was sie mir gethan?“ rief der Professor lebhaft aus und blieb stehen, um seinem Anmuth besser Luft machen zu können. „Ach, Sie ahnen schwerlich, wie sehr mir alle mit dilettantischen Neigungen behaftete Damen verhaßt sind.“
 „Nun, die malenden Frauen sind noch die harmlosesten, sie stören ja Niemand weiter, hocken still in irgend einem Winkel und zeichnen und pinseln vergnüglich vor sich hin, während —“
 „Nein, nein, sie sind schrecklich!“ unterbrach ihn der Professor und fuhr in zorniger Erregung fort, die den Andern heimlich nicht wenig belustigte. „Die Kunst ist etwas Heiliges, in ihre geweihten Tempel sollte Niemand treten, dem es nicht ernst damit ist, etwas Tüchtiges zu schaffen. Dieses furchtbar grassirende Dilettantenthum verdirbt den Geschmack und trägt am meisten dazu bei, daß die Achtung vor den Schöpfungen echter Kunst immer mehr verschwindet. Und wäre es ein

Engel an Güte und Schönheit — ich möchte ein solch unglückliches Wesen niemals zu meiner Frau haben,“ und der junge Gelehrte erhob noch mehr seine ohnehin etwas scharfe Stimme.
 „Sie urtheilen zu hart, lieber Professor. Malende Frauen will ich gern ertragen, nur die Musikfreulerinnen sind

mein Greuel, denn mein Ohr ist gegen dies feindselige Geräusch schutzlos, während alle andern Dilettanten wenigstens nicht durch einen direkten Angriff meinen Frieden stören.“
 „Nehmen Sie es mir nicht übel, lieber Baron, das ist ein selbstsüchtiger Standpunkt.“

„Sie wissen, Professor, das Leben und besonders das Reisen macht uns schließlich alle zu Egoisten,“ entgegnete dieser lachend; „deshalb will ich mich auch jetzt zurückziehen, um etwas auszuruhen; die Wanderung durch das Mülhthal war heut doch anstrengend — also auf Wiedersehen!“ Der junge, schlant gewachsene Mann küßte ein wenig den Hut und verschwand mit leichten, elastischen Schritten in seinem Zimmer.

Der Professor sah ihn lächelnd nach. „Er will nur sorgfältigere Toilette machen, weil wir heut endlich deutsche Damen bei Tische haben; aber wer bürgt ihm dafür, daß sie nicht grundhäßlich sind? —“ und trotz der zweifelnden Gedanken, die ihn beschlichen hatten, wanderte auch er jetzt seiner kleinen, am Ende des Kreuzganges belegenen Zelle zu.

Wenige Augenblicke später kamen zwei junge Mädchen von dem steilen, engen Treppengange, der auf das Dach des Klosterhofes führt, herab und schlüpfen wie Eidechsen in eine jener Zellen des alten ehrwürdigen Klosters, das seit länger als vierzig Jahren in ein Hotel verwandelt worden.

Der Professor fand sich zuerst im Speisesaal ein, dann erschienen die drei Engländerinnen, deren steifen Gruß er ebenso steif erwiderte. Trotz seines lebhaften Temperaments, das der Sohn des Rheinlandes nicht verleugnen konnte, hatte er gegen die drei blenden Grazien die kühlfte Zurückhaltung bewahrt, obwohl sie schon seit einer Woche jeden Abend ihm gegenüber saßen und sie während dieser Zeit seine und des Barons einzige Tischgesellschaft geblieben waren.

Die beiden jungen Männer waren hier in Amalfi, in diesem hübschen Winkel Italiens, zum ersten Mal im Leben



Sommernachmittag. Von D. Schulz.

Hierzu colorirtes Stahlstich-Modenbild vom 1. März.

zusammengetroffen. Man befand sich noch mitten im Januar, zu dieser Jahreszeit verirren sich nur wenige Reisende bis hierher; außer den drei englischen Misses barg die Luna — so heißt jetzt das alte Kloster — keine Gäste, und so waren die beiden Deutschen auf einander angewiesen und es entwickelte sich zwischen ihnen bald ein angenehmer, fast freundschaftlicher Verkehr.

Baron Arnfels hatte nur einen kurzen Abstecher nach Amalfi machen und rasch nach Neapel zurückkehren wollen, aber die herrliche Landschaft und vielleicht auch der Verkehr mit dem kenntnisreichen, geistesfrischen Manne, den er hier getroffen, fesselte ihn so sehr, daß er weit länger blieb, als er beabsichtigt hatte und sich von dem herrlichen Erdenwinkel nicht so rasch trennen konnte. Herrmann Kirchner war Professor der Kunstgeschichte an einer deutschen Universität und der wissenslustige, junge Baron fand in der Unterhaltung mit dem einige Jahre älteren Gelehrten eine so reiche Quelle der Anregung und der Belehrung, daß er sich immer mehr an ihn angeschlossen und Beide bald gute und wie das ihr einsames Leben mit sich brachte, beinahe unzertrennliche Freunde wurden.

Jetzt fand sich auch schon Baron Arnfels im Speisesaal ein, und wenn auch beide Herren den größten Gleichmuth an den Tag legen wollten, sie blickten doch mit einiger Spannung auf die Thür, in der bald die neuen Ankömmlinge erscheinen mußten. Ihre Geduld wurde nicht auf eine zu harte Probe gestellt, denn wenige Sekunden später trat eine stattliche, fein gekleidete ältere Dame herein, ihr folgten zwei junge Mädchen, die man zunächst angenehme Erscheinungen nennen mußte. Es waren offenbar Schwestern; sie hatten auf den ersten Blick viel Aehnlichkeit miteinander, aber wer sie länger betrachtete, fand doch eine Menge Unterschiede heraus. Die Eine, jedenfalls die Ältere von ihnen, war etwas größer, ihre Formen bereits entwickelter und die klugen, braunen Augen schienen fest und ruhig in die Welt zu schauen, während auf dem blassen Antlitz der Jüngern eine gewisse Träumerei ruhte.

Nach der ersten Begrüßung und nachdem die Damen gegenüber den beiden Herren Platz genommen hatten, entwickelte sich bald zwischen ihnen eine lebhaftere Unterhaltung. Auf Reisen wird gewöhnlich jene Zurückhaltung abgestreift, die mit den lieben Nebenmenschen kein Gespräch anzuknüpfen wagt, wenn nicht eine förmliche Vorstellung vorangegangen ist; man setzt gewöhnlich voraus, sich in guter Gesellschaft zu befinden und das Wanderleben bildet jene feinen Fühler aus, durch die Jeder den Stand und Bildungsgrad des Andern ein wenig abzuschätzen weiß. Anknüpfungspunkte sind so leicht gefunden, — ein flüchtig hingeworfenes Wort über einen schönen Punkt Italiens, von dem man eben kommt, und die Unterhaltung ist im Geleise.

Mit seiner rheinländischen Lebhaftigkeit hatte der Professor das Eis zuerst gebrochen. Als ihm der Kellner die unvermeidliche Schüssel mit Maccaroni reichte, machte er eine komisch abwehrende Bewegung und sagte in sehr geläufigem Italienisch: „Rein, Giovanni, ich weigere mich ebenso hartnäckig, noch davon zu nehmen, wie Sie es mir hartnäckig anbieten,“ und sich zu den ihm gegenüberstehenden Damen wendend, setzte er lachend hinzu: „Sie werden meine Strikelust begreiflich finden, wenn ich Ihnen erkläre, daß mir seit meinem Hiersein an jedem Abend dies Gericht vorgesetzt worden, für das sich freilich ein italienischer Wagen ganz anders begeistern kann, als ein deutscher.“

Die Ältere der beiden Schwestern wurde durch diese sehr komisch vorgebrachte Erklärung zur Heiterkeit mit fortgerissen und selbst über das ernstere Gesicht der Jüngeren slog ein Lächeln.

Erst nach Tische stellten sich die beiden Herren in ungezwungenster Weise vor, und so erfuhren sie denn, daß die fremde Dame eine verwittwete Commerzienrätin Samsberg sei, die mit ihren Töchtern Hildegard und Ermengild von den Ufern der Spree nach Italien gekommen war, um im sonnigen Süden den Winter zu verleben.

„Ermengild — dieser Name hat mir stets gefallen,“ dachte der Baron, und der Professor fand im Stillen, daß die Erscheinung der Jüngern mit ihrem Vornamen im schönsten Einklang stehe. Ermengild! — es lag etwas so Ernstes, echt Deutsches in diesem Wort wie in dem ganzen Wesen des jungen Mädchens, das mit seinen tiefblauen Augen, seinem blonden, üppigen Haar und der hohen, schlanken Gestalt an eine Tochter des alten Germaniens erinnerte, wie sie in unsern Vorstellungen lebt.

Die Engländerinnen zogen sich sogleich nach eingenommener Mahlzeit in ihre Zimmer zurück und die Commerzienrätin sah ihnen verwundert nach: „Aber was können wir diesen Abend noch beginnen — müssen wir ihrem Beispiel folgen?“ Sie hatte diese Frage nur an ihre Töchter gerichtet, aber ihre Blicke ruhten dabei doch auf dem Professor, als erwarte sie von ihm die beste Auskunft. Dieser kam der stummen Aufforderung bereitwillig nach; er antwortete sogleich: „Die Luna kann ihren Ursprung noch immer nicht verleugnen, sie verwöhnt die modernen Pilgrime nicht, die zu ihr Zuflucht nehmen. Wer es nach Tisch nicht liebt,

in dem herrlichen Kreuzgange herumzuwandern, dem bleibt nur der Speisesaal oder der Rückzug in die eigene Zelle; der Baron und ich wir ziehen stets das erstere vor und ich hoffe —“

„Sie haben Recht!“ unterbrach ihn die Commerzienrätin rasch entschlossen. „Es ist hier nach dem Essen nicht allzu behaglich und ich denke, wir schließen uns den Herren an, wenn sie es gestatten.“ Es lag etwas Frisches, Resolutes in der Frau, das ihre älteste Tochter von ihr geerbt zu haben schien. Hildegard war auch gleich dazu bereit, während Ermengild erklärte, im Speisesaal zurückbleiben und die Fremdenlisten durchblättern zu wollen, die sie höchlichst interessiren würden.

Beide Herren hatten eifrig versichert, wie außerordentlich angenehm ihnen diese gemeinschaftliche Wanderung sein würde, aber nur die blauen Augen des Barons strahlten, als er jetzt an der Seite Hildegard's den Kreuzgang betrat, während der Professor einen fast schwermüthigen Blick auf Ermengild warf. Er hätte lieber mit der Zurückgebliebenen die Fremdenbücher studiren, als jetzt ihrer Mutter den Arm reichen wollen, und doch blieb ihm nichts Anderes übrig; er mußte sich für heute in sein Schicksal finden. Nun, er wollte wenigstens die Gelegenheit so gut wie möglich zu seinem Vortheil benutzen, und nachdem er mit der Commerzienrätin den maurischen Baustil des alten Kreuzganges genug bewundert hatte, der in der dürftigen Beleuchtung einiger Lampen um so phantastischere Formen und Gestalten annahm, wußte er geschickt das Gespräch auf andere Gegenstände zu lenken. Er hatte bald seine Verstimmung und sogar vergessen, daß er anstatt des schönen, blühenden Mädchens nur dessen Mutter am Arme führte und plauderte in seiner frischen, anregenden Weise über alles Mögliche mit der geistig beweglichen Frau, die zwar kein großes Wissen, dafür aber die wärmste Theilnahme für alles Wissenswerthe bewies.

Zulezt war man wieder bei Amalfi und seinen Umgebungen angelangt und der Professor fragte, ob Frau Samsberg nicht Ravello einen Besuch machen werde?

„Gewiß!“ war die Antwort. „Ermengild hat fortwährend von Ravello geschwärmt und wenn das Wetter günstig ist —“

„O, wir werden morgen wieder den herrlichsten Tag haben,“ unterbrach sie Kirchner lebhaft und mit großer Bestimmtheit.

„Hoffen Sie das wirklich? um so besser, dann könnten wir schon morgen den Ausflug wagen.“

„Und wenn Sie es gestatten, würden wir uns anschließen,“ sagte der Professor mit seinem Freimuth, der bei ihm gar nichts Verletzendes und Zudringliches hatte. „Der Baron und ich hatten ohnehin Ravello bald wieder einen Besuch zugezogen.“

„Es könnte mir und meinen Töchtern nur angenehm und belehrend sein, in der Gesellschaft eines tüchtigen Kunsthistorikers den merkwürdigen Ort besuchen zu dürfen.“

„Ah, gnädige Frau, gestehen Sie, ich bin Ihnen in dieser Eigenschaft noch völlig unbekannt,“ entgegnete Kirchner mit einem harmlosen Auflachen, das frei von aller Selbstbespiegelung war.

„Das bekenne ich ehrlich,“ sagte die Commerzienrätin, in sein Lachen unbedenklich einstimmend, „aber Ermengild sagte mir, sie kenne Ihre Schriften.“

Kirchner war nicht eitel genug, um noch weiter zu forschen, obwohl es ihn eigenthümlich berührte, daß dies junge Mädchen von seinem geistigen Ringen und Streben Kenntniß haben wollte; er hatte auch nicht Zeit darüber nachzudenken, denn die Commerzienrätin wandte sich jetzt zu ihrer älteren Tochter zurück und theilte ihr das für morgen entworfene Programm sogleich mit.

Hildegard war von dem Baron allmählig in eine nicht weniger lebhaftere Unterhaltung, als sie ihre Mutter mit dem Professor führte, verstrickt worden. Anfangs hatte das Gespräch freilich nicht recht in Fluß kommen wollen — zwei junge Menschen, die sich zum ersten Mal sehen und von denen der Eine bereits im Herzen eine seltsame Unruhe empfindet, streifen nicht sogleich die Befangenheit ab.

In ihrer lebhaftesten frischen Weise fand Hildegard zuerst den Uebergang zu einem freien Gedankenaustausch. Sie plauderte davon, wie glücklich sie schon dies Zauberland gemacht habe, obwohl sie alles bisher nur wie im Fluge genossen habe. „Mama ist in ihrer Jugend hier gewesen und sie sehnte sich nach Neapel, nach ihrer Meinung beginne erst hier unten das eigentliche Italien.“

„Sie hat vollkommen Recht,“ stimmte der Baron zu, „hier erst lernen wir das Land recht kennen und lieben, wo im dunklen Laub die Goldorange glüht.“

„Wie Viele mag schon dies unsterbliche Lied nach Italien gelockt haben,“ meinte Hildegard, „mich hat es wenigstens auf der ganzen Reise beständig begleitet wie eine leise Melodie.“

„Sie sind gewiß eine große Goetheverehrerin?“ fragte Arnfels.

„Ich leugne es nicht, mir ist es oft, als ob ich mir die Welt ohne Goethe gar nicht denken könnte.“

„Das ist freilich ein großes Wort, aber finden Sie es nicht auch seltsam, daß gerade in Ihrer Heimathstadt von je dem Dichtersfürsten die leidenschaftlichste Verehrung entgegengetragen worden?“

„Sie meinen, weil wir in der Welt als sehr kritische Leute verrufen sind, die sich nicht leicht zur Bewunderung hinreißen lassen; aber glauben Sie mir, sobald es einmal geschieht, dann geben wir uns auch voll und ganz, dann hat unser Enthusiasmus etwas Verwunderliches für uns selbst, wie für Denjenigen, dem unsere Huldigung zu Theil wird.“

Sie hatte diese Worte im leichten, scherzhaften Tone gesprochen, der zweifelhaft ließ, ob sie das im Ernste sage oder schon mit dem Bestreben eines echten Kindes der Hauptstadt, das gern sich selbst und Andere ein wenig verspottet, und doch leuchteten dabei ihre dunkeln Augen so wunderbar, daß der Baron sich um den eigentlichen Sinn ihrer Antwort wenig kümmerte, sondern nur voll Entzücken in die glänzenden Sterne sah, die ihm heller zu funkeln schienen, als die ewigen Leuchten, die jetzt vom dunklen Nachthimmel in den Klosterhof herabschimmerten.

Ihre weitere Unterhaltung wurde jetzt durch die Anrede der Mutter unterbrochen. Hildegard stimmte sogleich dem für morgen geplanten Ausfluge zu, und der Baron bat so eifrig, sich daran betheiligen zu dürfen, daß der Professor kaum ein spöttisches Lächeln unterdrücken konnte.

Es wurde nun noch das Weitere besprochen und die zehnte Stunde für den Ausbruch bestimmt; die Herren erboten sich, für die Herbeischaffung der Reithiere zur rechten Zeit zu sorgen und man sagte sich „Gute Nacht.“ Die Damen zogen sich in den Speisesaal zurück, um Ermengild mit ihrer Verabredung bekannt zu machen, während die beiden Herren noch einige Zeit im Kreuzgange auf und ab wanderten.

„Ich habe Sie nicht wenig beneidet,“ begann der Professor mit leiser Stimme. „Sie Glücklicher konnten mit dem prächtigen Mädchen plaudern, während ich —“ er vollendete den Nachsatz nicht, sondern stieß nur einen leichten Seufzer aus.

„Und Sie haben inzwischen Gelegenheit gehabt, die Mutter zu gewinnen,“ entgegnete der Baron lächelnd. „Nach dem alten Wort, daß man um die Gunst der Mutter werben müsse, wenn man um die Tochter freien wolle, sind Sie weiter gekommen als ich.“

„Nun, wir wollen die Sache nicht gleich so ernst nehmen,“ meinte Kirchner.

„Im Gegentheil!“ erwiderte der Baron. „Ich bin von Hildegard ganz bezaubert.“

Der Professor sah Arnfels in das glühende Antlitz und konnte an der Wahrheit seiner Erklärung nicht zweifeln, der mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit fortfuhr: „Noch niemals hat ein junges Mädchen auf mich diesen Eindruck gemacht wie Hildegard; sie ist die Verwirklichung meines Frauenideals, wie es mir stets vor der Seele geschwebt hat und wie ich es bisher nicht gefunden habe. Gelingt es mir, ihre Gegenliebe zu erringen, so bin ich der Glückliche der Sterblichen.“

„So schlimm steht es schon mit Ihnen?“ fragte der Professor und schüttelte nun alles Ernstes den Kopf. „Spielt Ihnen da nicht die tiefe Einsamkeit, in der wir hier verstrickt sind, einen Streich?“

„Ich versichere Sie, durchaus nicht,“ betheuerte der Baron eifrig.

Kirchner ließ sich durch diesen Widerspruch nicht beirren; er fuhr ruhig fort: „Im Gemüth der Welt entdecken wir so schwer die Rechte; eine Schönheit verdunkelt die andere, wir vergleichen ihre Tugenden und Fehler so lange mit einander, daß wir in einem beständigen Hin- und Herschwanken bleiben; es ist wie ein ganzer Schmutzkasten von Juwelen, wir werden nur geblendet und finden nicht den passendsten Edelstein heraus, während uns der Glanz und die Echtheit einer Perle sogleich in die Augen fällt, wenn wir sie allein sehen.“

Baron Arnfels mußte nun doch über das gewählte Bild lachen: „Das mag im Allgemeinen eine gewisse Wahrheit für sich haben und trotzdem weiß ich schon jetzt, daß ich endlich die Rechte gefunden habe.“

„Täuschen Sie sich wirklich nicht?“ fragte der Professor von Neuem: „Warten Sie es ruhig ab, bis Sie wieder Vergleiche anstellen können und wenn dann noch der Zauber bleibt —“

„Er bleibt!“ versicherte Arnfels. „Alle Mädchen gestalten, die ich in den letzten Jahren gesehen und kennen gelernt habe, sind schon an meinem geistigen Auge vorübergezogen, aber sie können mir das Idealbild nicht mehr verdunkeln, das ich hier gefunden habe.“

Kirchner antwortete darauf nichts mehr, er wußte, wie fruchtlos jede weitere Erörterung war. Er hielt den Baron durchaus nicht für eine oberflächliche Natur, die sich flüchtigen Eindrücken hingab, und wenn wirklich so rasch in ihm ein wärmeres Gefühl für das junge Mädchen erwacht war, so mußte es auf tieferem Grunde ruhen und war nicht leicht zu entwurzeln. Beide setzten das Gespräch nicht weiter

fort und der Baron zog sich jetzt in seine Zelle zurück; er hatte das Verlangen, allein zu sein, denn trotz seiner Gutmüthigkeit hatte er über den beständigen Widerspruch des Andern ein gewisses Unbehagen empfunden. Eine eben auflodernde Leidenschaft ist wie glühendes Eisen, sie verträgt nicht gern den Wasserstrahl kalter Vernunft.

Der Professor ahnte, daß Arnfels ein wenig verstimmt ihn verlassen habe und er machte sich im Stillen Vorwürfe über seine eigene Thorheit. Wann hätte je ein Verliebter auf die verständigsten Abmahnungen gehört? dachte er mit überlegenem Lächeln. Solche Leute rollen ja Alle vergnüglich den schlimmsten Abgründen zu, und einen Abgrund konnte ich nicht einmal für den guten Baron entdecken, denn das Mädchen ist in der That —

Aus seinen Betrachtungen wurde Kirchner durch das Wiedererscheinen der Commerzienrätin geweckt. Sie sagte ihm, daß es bei der Verabredung für morgen bleiben könne, bat ihn aber, nur zwei Reithiere zu besorgen, denn Ermengild wolle den Weg zu Fuß zurücklegen, da sie eine passionirte Bergsteigerin sei.

Der Professor versprach, daß alles zur rechten Zeit bereit sein werde und sicherte lachend für den Ausflug noch einmal schönes Wetter zu; die Commerzienrätin entgegnete heiter: er möge auch ehrlich Wort halten und sagte ihm dann sehr freundlich ein letztes: „Gute Nacht.“ Vergeblich sah sich Kirchner nach ihren Töchtern um, sie mußten, während er mit der Mutter sprach, auf der andern Seite des Kreuzgangs bereits in ihre Zimmer verschwunden sein, denn als er den Speisesaal betrat, war derselbe leer und der Kellner eben im Begriff, die Lampen auszulöschen.

* * *

Die Wetterprophetie des Professors erwies sich als zutreffend; schon am Frühmorgen stieg die Sonne leuchtend aus dem Meer empor und ein reines, wunderbares Blau spannte sich über die grüne lachende Erde, wie es ein Januarhimmel nur in diesem glücklichen Lande vermag. Zur bestimmten Stunde erschienen die Damen, und fast hätte der Baron auf sich warten lassen, denn er kam in sichtbarer Eile die vielen Stufen herunter. Die Reithiere standen bereit und der Professor war schon lange beschäftigt gewesen, überall nach dem Rechten zu sehen, besonders das Sattelzeug zu prüfen, damit auch alles in bester Ordnung sei.

„Sie haben redlich Wort gehalten,“ sagte die Commerzienrätin scherzend nach der ersten freundlichen Begrüßung, indem sie auf den blauen, wolkenlosen Himmel zeigte.

„Mit Hilfe der italienischen Sonne, der man schon einiges Vertrauen schenken kann, denn sie pflegt sich tapfer durch das dunkelste Gewölk zu kämpfen und es zu zerstreuen,“ entgegnete Kirchner lachend.

„Wir haben ja nur drei edle Saumthiere, wo bleiben die andern, lieber Professor?“ fragte der Baron verwundert und mit leiser Stimme.

„Sie wissen, ich ziehe das Klettern vor und eines der Fräulein will ebenfalls den Weg zu Fuß machen,“ antwortete dieser ebenso leise.

„Welches?“

„Fräulein Ermengild.“

Arnfels nickte befriedigt mit dem Kopfe. Wäre es Hildegard gewesen, hätte er auch lieber auf den Esel verzichtet; so konnte er sich wenigstens als trefflicher Reiter zeigen, freilich nur auf dem bescheidenen Rücken des ziemlich elend aussehenden Grauen. Der alte Leopoldo, der in allen Reisehandbüchern gelobte Führer, trug den Korb mit dem Mundvorrath und die Cavalcade setzte sich in Bewegung. „Wirst Du uns auch folgen können?“ fragte die Commerzienrätin besorgt ihr jüngstes Töchterchen und dieses antwortete ruhig: „Du weißt ja, daß ich bei solchen Gelegenheiten immer so ziemlich mit Euch Schritt gehalten habe.“

„Ich lasse sie unter Ihrem Schutz, Professor,“ rief die zärtliche Mutter und dann trabte ihr Esel so rasch weiter, daß sie die Antwort des Kunstgelehrten nicht mehr vernahm.

„Lassen wir nur die Esel traben, sie werden bald in ihren gewöhnlichen Trott verfallen und wir holen sie leicht ein,“ beschwichtigte Kirchner das junge Mädchen, als es mit einem gewissen Unbehagen den Davonjagenden nachsah, „aber wird Ihnen der Weg nicht zu anstrengend sein?“ setzte er hinzu.

„Seien Sie ohne Sorge,“ entgegnete diese mit großer Sicherheit. „Wir waren mehrere Sommer in der Schweiz und ich habe mich dort im Bergsteigen geübt. Uebrigens ist denn ein Führer nöthig? Diese Leute finde ich immer überflüssig.“

„Nöthig hatten wir ihn nicht, aber er uns,“ entgegnete der Professor, und als ihn Ermengild verwundert ansah, setzte er zur Erklärung hinzu: „Der arme Mann hat sieben Kinder zu ernähren und ist auf die Einnahme aus seinem Führeramt angewiesen; ich möchte ihn nicht kränken, indem ich ihn zurückwies.“

„Er sieht so ernst und schweigsam aus und hat gar nichts von einem Italiener an sich, es ist, als ob den Mann irgend ein finsterner Schicksalschlag getroffen hätte.“

Jetzt war es der Professor, der überrascht in das Antlitz des jungen Mädchens schaute. „Ich bewundere aufrichtig Ihren Scharfblick, denn Sie haben Recht.“

„Ah, dazu bedarf es keines Scharfblicks, das steht ja zu deutlich auf seinem finstern, ernsten Gesicht,“ entgegnete Ermengild ablehnend. Sie zeigte gar nichts von jener weiblichen Gefallsucht, die Kirchner bei so vielen Frauen gefunden und die ihn stets so furchtbar gestört hatte. Auch die sanfte Träumerei, die er gestern an ihr bemerkt zu haben glaubte, war verschwunden; dies junge Mädchen sah mit sehr klaren, verständigen Augen in die Welt, wenn es auch Stunden haben mochte, wo es sich seltsamen Träumen oder einer sanften Schwermuth überließ. Gerade die Jugend ist leicht geneigt, selbst über die blühendste Welt immer wieder einen wenn auch noch so dünnen Trauerflor zu werfen. . .

„Ja, der Mann hat ein trauriges Schicksal gehabt,“ bestätigte Kirchner. „Vor vielen Jahren ist hier ein Engländer verschwunden, man beschuldigte Leopoldo, den Sohn Albions beraubt und in einen Abgrund gestossen zu haben. Leopoldo ist auch gefänglich eingezogen worden, hat aber seine Unschuld so überzeugend nachweisen können, daß er freigelassen werden mußte — das mag den armen Mann ernst und finster gemacht haben. Hätte er wirklich jenen Raubmord begangen, so würde er jetzt nicht nöthig haben, mit seiner Familie so dürftig und elend weiter zu leben — aber wie darf ich Ihnen hier eine düstere Kriminalgeschichte vorplaudern?“ unterbrach er sich selbst. „In diesem lachenden Erdwinkel lernt man das Traurige vergessen. Sehen Sie, das ist Atrani,“ und er wies auf den kleinen Ort, der zwischen dunklen, riesigen Felsen eingeklemmt, mit seinen weißen pittoresken Häusern einen überraschenden Anblick gewährt. „Die kühnste Phantasie des Landschaftsmalers vermag kein herrlicheres Bild zu schaffen, als uns hier geboten wird,“ setzte er mit aufrichtiger Begeisterung hinzu und seine hellen Augen ruhten wieder, wie schon so oft, voll Entzücken auf dem großen, prächtigen Panorama, das sich vor ihnen ausbreitete. Auch Ermengild blieb einen Augenblick stehen und sog ebenfalls das herrliche Landschaftsbild mit voller Seele ein. Hinter Atrani öffnete sich ein weites, grünes Thal, in dem einzelne Häuser verstreut lagen, während von Felsentanten Thürme und alte Castelle herabwinkten und aus jeder Felsenspalte das dunkle Grün von Zwergpinien quoll, und wo nur eine Handbreit Gartenland zu schauen war, da rannte sich die Rebe in die Höhe, um den unbefahrbaren schönen Erdwinkel noch verlockender zu machen.

„Sie haben Recht, ein wunderbares Bild, das sich für immer der Seele einprägt und das nie wieder ganz vor unsern Blicken verschwinden kann,“ sagte Ermengild in eigenenthümlicher Erregung.

„Und das Schönste erwartet Sie noch,“ entgegnete Kirchner. „Je höher wir kommen, je köstlicher wird die Aussicht.“

„Also vorwärts, damit wir hinter den Andern nicht gar zu weit zurückbleiben,“ entgegnete das junge Mädchen entschlossen, und mit elastischen und dennoch sichern Schritten stieg es rüstig den jetzt schon steiler werdenden Pfad hinauf.

Während des Hinaufklimmens verbot sich eine lebhaftere Unterhaltung von selbst; jetzt wurde man auch wieder, bei einer Biegung des Weges, der Andern ansichtig; man rief ihnen zu, erhielt auch Antwort und dann waren jene von Neuem um die nächste Felsenecke verschwunden. Immer weiter ging die Wanderung, zwischen Weingärten und Johannisbrodbäumen und Kastanien, und je höher sie kletterten, je freier, großartiger wurde die Aussicht. Von den Felsen stürzten Bäche ins Thal und die Sonne übergoß ihre schäumende Fluth, daß sie wie goldene Ströme herunterbrausten. . . Und nun der Blick auf das blaue Meer, das sich immer weiter und herrlicher vor den trunkenen Augen der beiden Wanderer ausdehnte, die immer wieder zurückschauen mußten auf die leuchtende, zauberisch funkelnnde Fluth. . .

„Wäre selbst die Wanderung noch anstrengender, man wird reich dafür belohnt,“ begann Ermengild, als sie wieder einen Augenblick still gestanden und die sich immer prächtiger entfaltende Landschaft betrachtet hatte.

„Sie sprechen meine Gedanken aus. Ja, der Süden ist doch von einer märchenhaften Schönheit und selbst meine romantische, vielbesungene Heimath, das Rheinland, muß ihm gegenüber verblasen.“

„Das denke ich nicht,“ entgegnete Ermengild. „Wie ich auch für Italien schwärme und wie glücklich ich mich auch hier fühle, der sagenumspinnene grüne Rhein hat bei mir in der Erinnerung nichts von seinem Zauber eingebüßt.“

Der Professor hätte das junge Mädchen für diese Antwort unarmen mögen. Er war ja ein echter Sohn der Rheinlande und liebte seine Heimath unendlich und wenn ihm jetzt diese Bemerkung entschlüpfte war, so gehörte sie einer Wallung des Augenblickes an.

„Sie wissen, man wird so leicht ungerecht gegen sein eigenes Vaterland und wie sehr ich auch meine Heimath liebe, hier zum ersten Mal habe ich sie vergessen lernen.“ Er blickte dabei auf Ermengild, als wolle er ungewiß lassen, ob nur diese wundervolle Gegend allein die Schuld trage?

Ermengild antwortete nichts, sie schritt ruhig wieder vor-

wärts und bald hatte man Ravello erreicht. Die Andern kamen ihnen schon mit Ausrufen des Entzückens entgegen, sie waren doch etwas eher oben angelangt und hatten ihre Thiere der Obhut der Treiber überlassen, um sich nach den Zurückgebliebenen umzusehen.

„Die Anstrengungen des Rittes machen sich bezahlt,“ rief Hildegard lachend, „das ist eine ganz wundervolle Welt!“ und sie konnte nicht begreifen, daß die Beiden sich gar so still verhielten. Der Baron dagegen lächelte heimlich vor sich hin; er glaubte zu bemerken, daß es mit dem Herzen des Professors nicht anders bestellt sei, als mit dem seinigen, nur mit dem Unterschiede, daß er selbst heut in der frohseligsten Laune war und beständig hätte laut aufjubeln mögen, während der sonst so Heitere sehr ernst und nachdenklich ausah. Ja, die Liebe übt eben auf Jedem eine ganz besondere Wirkung aus. Arnfels war überglücklich, nicht die Paradieseswelt, die sich vor ihm ausbreitete war es allein, die sein Herz in solche Schwingungen versetzte; hatte er doch während des Rittes beständig Gelegenheit gehabt, mit Hildegard zu plaudern, und je mehr er sich mit ihr unterhielt, je mehr war es ihm, als habe er dies junge, blühende Mädchen längst gekannt, als sei sie die Verkörperung seiner Träume. Sie war so frisch, so heiter, er hatte sich längst nach dem Besitz eines solch' weiblichen Wesens gesehnt, um so mehr, weil er leicht zum Trübsinn geneigt war.

Ermengild konnte auch jetzt nicht sogleich in die laute Freude der Andern einstimmen, auf sie machte diese halb in Staub gesunkene Welt doch einen zu tiefen, fast schwermüthigen Eindruck. Sie sah überall nur Trümmerhaufen, verfallene Bogengänge, an die zuweilen kleine kaufällige Hütten angeklebt waren; so zeigte sich auf den ersten Blick jenes Ravello, von dem der Professor erzählte, daß hier einst ein Glanz und Luxus geherrscht habe, der kaum von einer zweiten Stadt Italiens übertroffen worden; freilich von den prächtigen, im maurischen Stil errichteten Palästen, von den schönen Gärten mit ihren Fischweihern und springenden Fontainen waren kaum noch dürftige Spuren vorhanden. „Wie traurig sieht das alles aus, inmitten eines Paradieses!“ sagte sie tief ergriffen.

„Ja, es gibt kein Land, das uns in der Gegenwart so erheitern und durch seine große und düstere Vergangenheit so zu erschüttern vermag, wie Italien,“ aber auch hier hat die Zerstörungswuth der Saracenen noch einige Ueberreste gelassen, die in ihrer wunderbaren Schönheit noch immer sinnbestrickend in die Gegenwart hereinragen. Darf ich Sie jetzt dahin führen?“ Er hatte die Frage an alle drei Damen zugleich gerichtet und erhielt von der Mutter und Hildegard die lebhafteste Zustimmung, während Ermengild nur mit dem Kopfe nickte. Sie war wieder in tiefes Schweigen versunken und nur ihre großen, träumerischen Augen sprachen und verriethen deutlich die tiefe Bewegung ihres Innern.

„Was wird uns der Professor zeigen?“ fragte Hildegard leise den Baron.

„Wahrscheinlich den Palazzo Ruffulo, der jetzt dem Engländer Reed gehört,“ war dessen Antwort.

„Diese Engländer wissen sich doch in den schönsten Winkeln Italiens einzunisten,“ rief Hildegard beinahe unwillig aus.

„Nun, Sir Francis Reed ist dieser kostbare Besitz wenigstens nicht leicht geworden,“ bemerkte Kirchner, der die letzten laut gesprochenen Worte noch gehört hatte. „Der Mann hat seinen Palast aus dem Schutt der Jahrhunderte ausgegraben lassen.“

„Dann hat er ihn redlich verdient,“ meinte die Commerzienrätin.

Unter diesen Gesprächen war der Palast erreicht worden. Die Damen konnten ihr freudiges Erstaunen nicht unterdrücken, einen solchen Anblick hatten sie inmitten dieser zerstörten Welt nicht erwartet. Vor ihnen lag ein großes prächtiges drei Stockwerk hohes Gebäude, moreske Säulen trugen die drei Etagen. Es war, als ob mit diesem seltsamen Bauwerk ein Stück des Orients vor ihnen aufstaude.

„So denke ich mir die Alhambra!“ sagte Ermengild, plötzlich ihr Schweigen brechend, und ihre Augen ruhten voll Entzücken auf dem alten Palazzo.

„Sie haben Recht,“ bemerkte der Professor. „Es ist dieselbe Architektur, die Beides geschaffen. Auch die innere Einrichtung trägt den sicilisch-arabischen Charakter, sie muß von einer feenhaften Pracht gewesen sein.“

Der alte Palast, der mehr als dreihundert Gemächer enthält, wurde nun in Augenschein genommen, so weit es gestattet war, und dann wanderte man in den Garten, der den überraschten Blicken eine phantastische Märchenwelt vorgaukelte, wie sie nicht so leicht zum zweiten Mal geboten wird. Man durchwanderte halbversunkene, von dunklem Grün überpommene Hallen, die von vergangenen Tagen und von fernen Landen zu erzählen schienen und durch deren zierliche, hufeisenförmige Bogengänge ein ewiger Frühling hereinlachte.

Hildegard hatte mit dem Baron lustig geplaudert und auch die Commerzienrätin hatte sich an der Unterhaltung lebhaft theiligt; aber als man jetzt wieder aus den Hallen hinaustrat und durch den in voller Blüthe prangenden Garten bis zu der Terrasse ging, die einen Aussichtspunkt gewährte,

da verstummten Alle. Es gibt Empfindungen, die sich nicht in Worte kleiden lassen, und hier mußten auch in der nüchternsten Brust solche Empfindungen aufwallen, geschweige in Herzen, die heut schon höher gestimmt waren.

Das Meer dehnte sich ruhig und sonnenbeglänzt vor ihnen aus, wie ein zweiter, lichttrunkner Himmel, durch dessen blaue, kristallene Fluth statt der Wolken einzelne lichte weiße Segel zogen. Und diese azurne Riesenschale wurde von grünen Bergen eingefasst, deren sanfte, schöne Schwingungen, wie aus der Hand eines großen Künstlers gekommen, das Auge amuthete, während drüben die Küsten Calabriens aufdämmerten und weiter hin der Blick in ungemessene Fernen gelockt ward.

„In die Traum- und Zaubersphäre sind wir, scheint es, eingegangen,“ murmelte Hildegard vor sich hin und unterbrach damit endlich das Schweigen, das sich Aller bemächtigt hatte.

„Ja, ein Armidagarten,“ sagte der Baron leise, und während seine Augen über die vor ihnen ausgebreitete lachende Welt hinwegschweiften, ruhten sie zuletzt auf den dunklen, leuchtenden Sternen seiner Nachbarin, die heller denn je funkelten.

Nun war der Bann gebrochen, Alle fanden nicht Worte genug des Entzückens für das lachende, liebliche Paradies, das vor ihnen lag, und nicht nur das Auge wurde durch dies wunderbare, einzige Landschaftsbild erfreut, — ein heraufschender Duft aus tausend Blumenkelchen und Drangenblüthen umschmeichelte sie, während die italienische Januarsonne ihre leuchtendsten und wärmsten Strahlen herniedergoß und einen deutschen Frühlingstag vor die Seele zauberte.

„Ninius hatte Recht, wenn er in seiner Naturgeschichte schrieb, Campaniens Küstenland sei so glücklich und anmuthig, daß man erkenne, hier müsse die Natur sich ihres Wertes erfreut haben,“ meinte der Professor und Alle stimmten dem Aussprüche des alten Römers lebhaft zu.

Die Kathedrale S. Pantaleone mit ihren berühmten Erzthüren wurde noch besichtigt und dann in einer kleinen Herberge ein frugales Frühstück eingenommen. Nach all den geistigen Genüssen forderte doch der Magen sein Recht und die Commerzienrätin besonders war dem Professor sehr dankbar, daß er vorsorglich die Mitnahme von Mundvorräthen angeordnet hatte, denn hier oben konnte man nur Brod und Landwein erhalten. Vielleicht hatte Allen noch niemals das köstlichste Diner so gut gemundet, als hier der kalte Aufschnitt, die gekochten Eier, die jetzt aus dem Korbe Leopoldo's auf den Tisch kamen; aber die Sonne schien so warm und golden und die kleine Veranda war ebenfalls in Grün gehüllt und hatte den Blick auf das weite, wunderbare leuchtende Meer — inmitten dieser großartigen, herrlichen Natur mußten die einfachen Speisen wie eine Göttermahlzeit munden.

Bald herrschte auch in dem kleinen Kreise die angeregteste, heiterste Stimmung; selbst Ermengild streifte ihre Zurückhaltung etwas ab und verrieth in ihrem ganzen Wesen, wie erfrischend und bezaubernd diese Welt auf sie gewirkt hatte.

Endlich wurde der Rückweg in derselben Ordnung angetreten, und wie von selbst entspann sich jetzt zwischen den beiden Fußwanderern die angelegentlichste Unterhaltung. Der Bann schien plötzlich gebrochen, auch das junge Mädchen wurde lebhaft; es hatte so viel zu fragen und wandte sich rückhaltlos an den Professor, von dem es voraussetzte, daß er über alles Auskunft geben könne, und wirklich zeigte sich Kirchner nicht als einseitiger Gelehrter, der all seine Studien nur auf sein eigenes Gebiet beschränkt, sondern als ein Mann, dessen rastloser Geist sich auf allen Feldern des Wissens umhergetummelt hatte; für Ermengild wurde es ein immer größeres Vergnügen, aus dem reichen Wissensschatz des Professors zu schöpfen. Unter diesen Gesprächen war der Heimweg wie im Fluge zurückgelegt worden, obwohl man sehr langsam ging und zuweilen unterwegs stehen blieb, und Beide vermochten kaum ihre Ueberraschung zu unterdrücken, als sie das gasstliche alte Kloster wieder vor sich sahen. Die Anderen waren bereits lange vor ihnen angekommen und die Commerzienrätin schon ein wenig unruhig geworden, es könne ihrem Liebbling irgend ein Unglück zugestoßen sein. Nun war die Freude um so größer und das Aussprechen über das Gesehene wollte kein Ende nehmen.

Die Herren zogen sich zurück und — seltsam, während sie sonst vor dem Essen noch gern einen gemeinschaftlichen Spaziergang unternahmen, fühlte Jeder heut die Sehnsucht, allein zu sein. Der Baron wollte an den Strand gehen und dort noch etwas herumwandern, während der Professor vorgegab, daß er einen notwendigen Brief zu schreiben habe. „Also auf Wiedersehen beim Diner,“ und Beide waren froh, die lebhaften und tiefen Eindrücke erst in sich selber klar zu legen, die sie empfangen hatten.

Kirchner ging in seine Zelle; er wollte schreiben, aber er vermochte es nicht. Das Bild des schönen Mädchens gaukelte beständig vor seiner Seele und die Feder entsank seiner Hand. Er mußte nicht, was er beginnen sollte, das kleine Stübchen war ihm bald zu eng; er sprang auf und eilte in den Kreuz-

gang. Ach, mit einem so stürmisch bewegten Herzen war hier wol noch Niemand auf und abgewandert! Oder hatten die alten Mönche auch erfahren, wie es thut, wenn die ganze Seele von irgend einem Ideal erfüllt ist, das noch dazu nicht eine überirdische Madonna, sondern ein schönes Mädchen von Fleisch und Blut ist! — Was war das? — Eine leise Musik klang an sein Ohr? War es nur die Melodie, die durch sein Inneres zitterte, oder wurden wirklich dort im Speisesaal dem alten halbverstimmten Instrumente solche schöne Akkorde entlockt? Er trat leise näher, die Thür des Saales war nur angelehnt; es wurde wirklich da drinnen gespielt und noch dazu vortrefflich. — Sollte eine der pinselnden Engländerinnen auch dieser Muse huldigen? Schwerlich! So seelenvoll und vollendet spielt eine Tochter Albions nicht. Der Professor konnte seiner erregten Neugier nicht widerstehen, er suchte etwas weiter die Thür zu öffnen, um sich Gewißheit zu verschaffen, wer die Virtuosa sei?

Im Speisesaal herrschte bereits tiefe Dämmerung und er vermochte nicht sogleich die Spielende zu erkennen, denn das Piano stand in der äußersten entgegengesetzten Ecke, nur so viel sah er auf der Stelle, — es war eine der Schwefelstern; aber welche? Das Herz schlug ihm unruhiger. Wenn es Ermengild war? Er hatte nicht, wie der Baron, diese ausgesprochene, tiefe Abneigung gegen musizierende Damen, ja, seine künftige Lebensgefährtin mochte immerhin durch dies Talent ihm das Dasein verschönen, und wie von den Tönen angezogen, suchte er sich der Spielenden ganz leise zu nähern. Jetzt erkannte er sie, es war Hildegard, die sich in eine Chopin'sche Phantasie so vertieft hatte, daß sie seine Annäherung nicht wahrte; der Professor hielt es deshalb für angemessen, sich bemerkbar zu machen, um das junge Mädchen nicht zu erschrecken.

„Verzeihen Sie, daß ich ein unberufener Zuhörer geworden bin,“ sagte er mit gedämpfter Stimme und dennoch laut genug, daß es gehört wurde; „aber Ihr wundervolles Spiel hat mich angelockt. Sie sind ja eine Virtuosa.“

Hildegard endete augenblicklich das Spielen, und sich erhebend, entgegnete sie lächelnd: „Ich bin nur eine Dilettantin“ — und aus dem Saal war sie verschwunden. Kirchner sah ihr ganz verblüfft nach; ihre Antwort hatte so scharf und abfertigend geklungen und das Lächeln, das er trotz der Dämmerung noch auf ihrem Antlitze bemerkt hatte, war ihm nicht so gutmüthig wie sonst, sondern ziemlich boshaft vorgekommen. Kannte sie seine Abneigung gegen alles Dilettantenwesen?

Gleichviel, für ihn hatten die musikalischen Neigungen Hildegard's nicht viel zu bedeuten, aber auf den Baron blieben sie schwerlich ohne Wirkung; erfuhr er sie, dann hielt er gewiß in seinem Dauerlauf erschrocken inne, mit dem er sich bisher um die Gunst des hübschen Mädchens beworben. Gerade diesen Fehler durfte ja seine Auserwählte nicht haben, und Kirchner hielt es für seine Freundschaftspflicht, den guten Urnsfels bei Zeiten darauf aufmerksam zu machen.

(Schluß folgt.)

Mumienweizen.

(1795.)

Von E. M. Vacano.

(Schluß.)

5.

Der junge Mann da vor mir war unleugbar ein Aristokrat. Er war höchstens 24 Jahre alt, groß, stark und schlank zugleich. Er hatte das schönste Gesicht, das mir jemals an einem Manne vorgekommen war — die klassischen Züge eines Antinous, und doch voll männlicher Energie. Sein goldblondes Haar war schlicht nach hinten gekämmt. Große, kornblumenfarbene Augen schauten stolz und doch mild in die Welt. Seine Kleidung war von affectirter Einfachheit; er wollte ohne Zweifel für einen Sausculotten gehalten sein. Er schien sich jetzt ganz ruhig zu fühlen und seinen Weg klar vor sich zu sehen. Sein anfängliches Erstaunen über mein Benehmen war verschwunden. Er hatte in mir den Mann erkannt, welcher ihm nicht schaden, ihn nicht verderben wollte, den Mann, welcher Herz und Vernunft selbst dem Feinde gegenüber bewahren konnte, und er schien entschlossen, durch vollkommene Aufrichtigkeit und edles Vertrauen zu zeigen, daß er mich zu schätzen wisse. Und was er mir sagte — nicht in der geordneten Reihenfolge, wie ich es hier wiedergebe, sondern wie man eben an Wendepunkten des Lebens zu erzählen pflegt — war Folgendes.

„Ich bin der Marquis Charles de Bellegarde. Ich bin nicht bloß deshalb Royalist, weil ich ein Aristokrat bin, sondern weil es in meinem Blute liegt, ein treuer Diener unseres Königshauses zu sein, ein blind ergebener Diener, denn meine Familie ist mit den Bourbons so zu sagen Eins — in Gnaden, in Treue und in großen Erinnerungen. Der erste Bourbon schon war in Wissenfreundschaft verbunden mit meinem Urgroßvater, dem schönen Marquis Bellegarde, der bereits ein Liebling des letzten Valois gewesen war. Mein Ahne theilte mit Heinrich IV. seine Börse, sein Zelt, sein Lager —“

„Und sogar das Herz der schönen Gabriele!“ jagte ich lächelnd.

Der prächtige junge Mann warf stolz sein Haupt zurück. Es lag wirklich Etwas in seiner Miene, was einen König verdunkeln konnte. „Man sagt es! Der Sohn des schönen Bellegarde war der treueste Diener Ludwigs XIII. Er allein

erhielt den Stolz desselben gegen die Tyrannei Richelieu's wach. Ludwig XIV. ernannte Honoré de Bellegarde zum Großmeister seiner Kronschätze. Er war der Vertraute des Königs in der schönsten Jugendzeit desselben, und im Alter wußte der große König in Stunden der Niederlage keinen besseren Trost als die Gesellschaft seines Jugendfreundes Bellegarde. Unter Ludwig XV. wagte es nur ein Edelmann, den König manchmal zum Bewußtsein seiner Würde zurückzurufen, und das war Henri de Bellegarde. Und wäre Ludwig XVI., der königliche Märtyrer, ein Tyrann und ein Wüstling gewesen, wie er ein Heiliger war, ich hätte nicht minder sein treuer Diener sein müssen. Es wird Sie nicht wundern, wenn ich den Zweck meines Lebens jetzt darin sehe, dem jungen König, dem Gefangenen des Temple zu dienen.“

„Sie wollen ihn retten, Sie wollen ihn entführen!“ rief ich athemlos und faßte ihn an beiden Achseln.

„Wer sagt das?“

„D, leugnen Sie es nicht!“ rief ich. „Leugnen Sie es nicht! Und fürchten Sie keine Gefahr von mir. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort als Mann, nicht als Republikaner, daß ich Sie nicht verderben, daß ich Sie in Ihrem Vorhaben nicht hindern werde. Ich schwöre Ihnen, daß ich Ihnen helfen werde, daß wir uns in diesem Werke vereinigen werden, denn auch ich will Ludwig Capet — retten!“

„Sie! Ist es möglich? Ihr Republikanerthum ist also eine Maske!“ rief der junge Mann erstaunt, erfreut, denn er fühlte an dem Drucke meiner Hand, daß ich die Wahrheit sprechen mußte.

„Nicht Maske war es, sondern eine Verirrung. Sie sollen Alles erfahren. Nur müssen auch Sie mir Alles sagen. Wie wollten Sie ihn retten?“

„Ganz einfach! Ich kam aus dem Lager der Bourbons nach Paris. Leider ganz fremd hier und ohne Paß, denn dem, welchen mir die Royalisten in Coblenz verschafften, fehlte eine wichtige Beglaubigung, wie ich erst hier sah. Die Hauptsache war also, daß ich unangefochten blieb und daß ich in den Temple dringen könne. Beides konnte mir gelingen, wenn ich mich Ihrer Schriften bemächtigte. Ich lauerte Ihnen auf. Ich studirte Ihren Gang, Ihre Haltung, Ihr Wesen. In Ihrer Maske wollte ich meinen Plan durchführen. Ich schlich seit manchem Tage um diese Wohnung und erspähte die Gelegenheit. Heute endlich drang ich durch den Garten ein. Ich wollte mich Ihrer Papiere bemächtigen und dann in später Abendstunde in den Temple mich begeben... Wozu soll ich Ihnen Alles das erklären? Mein Plan ist ja doch gescheitert. Sie haben mich ertappt. Wenn Sie mich jetzt hinausstoßen, bin ich verloren. Man hat mich bis in die Nähe der Gartenmauer verfolgt, wie ich glaube, man muß mir also auf der Spur sein und ich hätte durch den Garten erst zur Abendzeit schlüpfen können. Wenn Sie mich zwingen, dieses Zimmer zu verlassen, dieses Haus, ist mein Urtheil gesprochen, denn ich bin ohne gültige Legitimation. Das ist Alles!“

„Sie werden also verfolgt?“

„Ja.“

„Nun denn, dann müssen Sie hier bleiben, hier in meiner Wohnung, in meinen Zimmern. Hier sind Sie sicher. Ich werde Sie retten, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin.“

„Nicht retten? Warum?“

„Warum! Weil unser Leben dieselbe Mission hat!“ rief ich feierlich. „Weil auch ich Royalist bin! Freilich nicht in demselben Sinne wie Sie, sondern in einem andern, in einem Sinn, den der Himmel selber in mein Herz gelegt hat. Für mich ist Ludwig XVII. kein König, nicht der künftige Wiederhersteller einer Dynastie, sondern ein armes, verlorenes, verfolgtes Kind. Wir werden es gemeinsam retten. Wir werden zu Zweien sein für ein Ziel! Ich allein hätte ihn nur aus dem Temple schaffen können — Sie aber können ihn zu seinen Freunden, zu seinen Verwandten bringen, mit denen Sie ja in steter Verbindung sind. Ich werde Ihnen alle nöthigen Legitimationen verschaffen. Wollen Sie sich dann verpflichten, sobald Sie mit dem Knaben über der Grenze sind, ihn zu den Leuten zu bringen, die ihn schützen, die seine Rechte vertheidigen werden: zu seinen Verwandten?“

„Gewiß! Ich bringe ihn direct nach Coblenz, dem Hauptquartier der Bourbons.“

„Gut also. Ich liefere Paße und Geld, Sie bringen ihn nach Deutschland, wo er gepflegt, als König behandelt werden wird!“

Der Marquis war verklärt, demüthig und sieghaft, dankbar und stolz. „Gott segne Sie!“ sagte er leise, mit gebrochener Stimme und lächelnd.

Ich drückte ihm die Hand. In uns Beiden stürmte das selbe Sommerwetter. Endlich faßte ich mich. „Vor allem aber müssen Sie, wie gesagt, hier verborgen bleiben. Kein Mensch darf eine Ahnung von Ihrem Hiersein haben, denn das ganze Haus ist fanatisch republikanisch, nur eine Person ausgenommen.“

„Werde ich aber so gänzlich verborgen bleiben können? — Ihre Hauswirthin wird doch in Ihr Zimmer kommen, man wird mich entdecken.“

„Die Alte nicht. . . Die Tochter ja.“

„Und diese Tochter?“

„Warten Sie!“ sagte ich.

Ich ging zur Thüre, öffnete dieselbe und rief hinaus: „Annette!“

Die Stimme am Ende des Ganges brach das Liedchen ab. Ich rief abermals.

Die Sonne war im Sinken, die Winkel des Zimmers füllten sich mit Dunkel. Der Marquis stand in der Nische des Fensters.

Annette kam den Gang herab und fragte mich: „Ihr wünscht, Bürger Dufresny?“

„Komm einmal herein, mein Kind!“

Sie trat ein. Der letzte Sonnenstrahl fiel in einem breiten, tiefrothen, herrlichen Lichtstreifen quer durchs Zimmer. Annette stand an der Thüre inmitten dieses rothen Sonnenstreifens in all ihrer Schönheit und Jugendpracht. Ich hatte die Thüre wieder geschlossen.

„Nicht wahr, Annette,“ und ich nahm ihre Hände in die meinigen, „man kann Dir ganz vertrauen? Du bist keine verführungslose Revolutionärin mehr?“



Wer gewinnt? Von F. Jober.

Nach einer Photographie aus dem Verlage von J. Laurent u. Co., Madrid.

Annette lächelte mit all ihren Kinderzügen und sagte in ihrer einfachen Weise: „Sie wissen es ja, Bürger Dufresny.“

„Ich weiß es, und ich weiß auch, weshalb Du keine Feindin der Aristokraten mehr bist. Es ist wegen...“

„Ja, es ist wegen...“ Sie sprach es nicht aus. Ihre Blicke waren an mir vorüber auf den Fremden gefallen, den sie in diesem Augenblicke erst gewahr wurde. Auch er stand in demselben Purpurstrahle der Sonne, die seine volle, herrliche Jugendlichkeit gleichsam verklärte.

Sie war erschreckt zusammengefahren. Aber dann war der Schrecken langsam aus ihrem lieblichen Gesichtchen geschwunden und wich einem ganz verschiedenen Ausdrucke. Ihre Augen waren groß offen und schauten und schauten, und die feinen waren gebannt in die ihrigen — ein seltsames Bild und ein seltsamer Augenblick. Er war ein stolzer Aristokrat und das Mädchen da zwischen uns ein Kind des Volkes, die Tochter einer „Strickerin.“ Aber die dunklen, sieghaften, blendenden Augen, die sie hatte! Und er, der Fremde, wie edel und gebietend erschien er dem armen Kinde. Es war eine Fügung, eine sonderbare. Draußen fluthete der Sommerabend, die Akazien dufteten süß und schwer... Vor einem Jahre würde eine Begegnung zwischen diesen beiden Wesen ein ganz anderes Geschick für Beide heraufbeschworen haben. Er hätte vielleicht gedacht: „Wie kam ich dieses herrliche Kind gewinnen für meine Launen?“ Und sie würde diesen gebietenden, tyrannischen „Aristokraten“ verabscheut haben in ihrem trotzigem Proletarierherzen. Heute aber hatten sich die Höhen und die Tiefen der Gesellschaft schon genähert, obwol sie einander noch wüthend bekämpften. Er war so stolz, aber so arm! Und sie war so schön und viel mächtiger als er!

Jetzt erlosch der rothe Strahl im Au. Die Sonne war unter. Die Herrlichkeit des ersten Schauens und des ersten Findens war vorüber, aber der Zauber blieb.

„Du wolltest mir sagen, weshalb Du die Aristokraten nicht mehr hassst, Annette?“ sagte ich freundlich. „Du kannst ungeachtet reden vor dem Herrn da, er ist auch ein Aristokrat, ein armer Geächteter.“ Ach, in diesem Augenblicke war auch der letzte, der allerletzte Groll gegen den Adel geschwunden aus ihrem Herzen, das sah ich, das erkannte ich.

Jetzt schlug sie vor seinem Blick die Augen nieder, entzog mir ihre Hände und stammelte fast vorwurfsvoll: „Ei, Sie wissen es ja, Bürger Dufresny — wegen des armen Kindes ist es, von dem wir gesprochen haben. Und dann, weil ein junges Mädchen nichts mit Politik zu thun hat.“

„Du hast recht!“ lächelte ich. „Ein schönes junges Mädchen ist nicht geschaffen, um Politik zu treiben, sondern — Mitleid. Nun, jetzt ist eine Gelegenheit da. Wir müssen

diesen Herrn hier retten, er ist in Gefahr. Wenn er aus diesem Hause tritt, ist er verloren. Hat Jemand im Hause hier auch nur die geringste Ahnung davon, daß er hier ist, würde man ihn verhaften und verurtheilen. Morgen schon würde der Anrufer, der mit der Liste der Verurtheilten jeden Vormittag vorüberkommt, seinen Namen ablesen, und Nachmittags würde er auf dem Karren stehen, der so entsetzlich raffelt und sein Haupt...“

Sie war blaß wie Schnee geworden. „Nein!“ flüsterte sie, indem sie die Hände faltete.

„Darum muß er also hier verborgen bleiben, hörst Du? Du wirst dafür sorgen, daß Deine Mama diese Zimmer nicht zufällig betritt. Du wirst, wenn ich fort bin, die Schlüssel zu demselben stets in der Tasche tragen, und Du wirst heimlich Schwaaeren besorgen, die Du um die Mittagsstunde, wenn ich nicht zu Hause bin, unbeobachtet diesem Herrn da hereinbringst. Willst Du das thun?“

Sie schaute mich wieder fest an. Sie sollte hier hereinkommen, wenn er allein war, mit ihm verkehren... Aber er war in Gefahr. Sie nickte entschlossen, muthvoll. Jetzt trat der Marquis auf das Mädchen zu. Ich dachte, er werde sie bei der Hand nehmen, aber es geschah nicht. Er faltete nur seine Hände und sagte mit leiser, warmer, inniger Dankbarkeit und einem seltsamen Zagen oder Bewundern in seiner Stimme, daß er ihr dankbar sein werde sein Leben lang. Und seine Augen sagten noch mehr als seine Worte, und ich wußte, daß sie einander helfen würden in dem großen Werke, welches meinem Herzen so nahe lag.

Die Tage vergingen. Der Marquis de Bellegarde blieb bei mir verborgen und Annette Tison war unsere treue Verbündete. Ich besorgte alles Nöthige für die Flucht Bellegarde's und des kleinen Königs. Unterdessen blieb der Zustand des armen Kleinen unverändert und ich erkannte, daß es dringend noth thue, ihn in andere Verhältnisse, unter ihm wolbekannte Gesichter, in verwandte Arme zu bringen.

Wenn ich des Abends nach Hause kam, da sprach ich mit dem Marquis und mit Annette alle Pläne durch. Und dabei erkannte ich, daß zwischen den jungen Leuten unausgesprochene Liebe erblüht war. Ja, sie liebten einander. Und an dem Vorabende des Tages, wo die Flucht des kleinen Königs ins Werk gesetzt werden sollte, da sagte mir Bellegarde, indem er mich an sein Herz drückte: „Der Himmel schütze mich und mein Unternehmen! Ich werde morgen fortgehen; aber, Monsieur Dufresny, sobald ich meine Mission erfüllt, sobald ich den jungen König in die Hände seiner Verwandten gegeben habe, kehre ich zurück!“

„Wozu? Wozu wollen Sie in die Gefahr zurück, Monsieur Marquis?“ fragte ich.

„Errathen Sie es nicht, mein Freund?“ sagte er. „Ich will mir Annette holen.“

„Annette! So lieben Sie sie also?“

„Ja. Und ich glaube, Sie ist mir auch nicht gram.“

„Das arme Mädchen!“

„Arm? Warum? Sie soll meine Gattin werden, Monsieur Dufresny.“

„Sie wollen die Tochter der Tison heirathen, der „Strickerin“ Sie, der Aristokrat?“

„Aristokrat? Es gibt keinen mehr.“

„Oho! Sind Sie auch Republikaner geworden?“

„Nein, aber ein Mensch, mein Freund. Und der echte, der wahre Mensch kennt keine Politik, nur den Glauben, die Pflicht und — die Liebe!“

„Nun, der Himmel segne Euch!“ sagte ich von Herzen.

Und am andern Tage ging ich in den Temple, um die letzten Vorbereitungen zur Entführung des jungen Königs zu thun. Es ist unnöthig, daß ich die Details unseres Planes hier auseinandersetze, da derselbe ja nicht zur Ausführung kam.

O der entsetzliche Tag!

Ich kam nicht heim an diesem Tage, und auch des Abends ging ich nicht heim, sondern brachte die Nacht im Temple zu. Erst am nächsten Tage gegen Abend kehrte ich in meine Wohnung zurück. Als ich dieselbe betreten hatte, stürzte mir Bellegarde entgegen in heller Aufregung. „Endlich!“ rief er athemlos. „Wo blieben Sie? Warum kamen Sie in dieser endlosen Zeit nicht heim? Aber wie sehen Sie aus? Was ist geschehen? Ist Alles entdeckt worden? Hoffentlich ist Alles in Ordnung und Sie haben die Pässe?“

Ich hatte mich auf einen Sitz niedergelassen und eine kleine Schachtel neben mich auf den Tisch gestellt.

„Ich habe die Pässe“ sagte ich.

„Nun also, und der Prinz? der König?“

„Der König ist gestern gestorben!“ sagte ich. Bellegarde stieß einen Schrei des Schreckens aus.

„Unmöglich!“

„Es ist so. Die Aerzte öffneten den Körper und constatirten, daß er an seiner Krankheit gestorben sei. Zum Beweise des Todes habe ich mir sein Herz ausgebeten und sie haben dasselbe einbalsamirt. Und hier in diesem Schächtelchen ist Alles, was vom Königthume übrig geblieben ist — das Herz des armen kleinen Ludwig's XVII.“

Was soll ich noch weiter erzählen?

Viele, viele Jahre später tauchten falsche Ludwigs XVII. auf und für Einen, den sogenannten Herzog von der Normandie, wollten sogar die Emigranten selber Partei nehmen. Ja, die Herren von Malebranche und Montebor kamen sogar zu mir, dem ehemaligen „Gardien“ des kleinen Ludwig Capet und verlangten mein Zeugniß. Statt jeder Antwort zeigte ich ihnen das Herz des kleinen Königs. Da baten sie mich, ich solle wenigstens schweigen und nicht gegen den Präbendenten Zeugenschaft ablegen.

„Aber da Sie doch überzeugt sein müssen, daß der Präbendent ein falscher Prinz ist, weshalb wollen Sie ihn trotzdem auf den Schild erheben?“

„Weil es einen König geben muß, unter jeder Bedingung, für jene Aristokraten, welche die Linie des Königs mörderisch Egalité nie anerkennen werden.“

So schwieg ich denn. Was lag auch mir an dem Getreibe der Parteien.

Ich lebte mein arm gewordenen Leben fort in dem freundlichen Heim, welches mir der Marquis von Bellegarde auf seinem schönen Schlosse Moncaux in der Provence eingeräumt hat. Ich lebe einer Sammlung von Schmetterlingen und der Arzneikunst, welche ich an den Armen der Umgegend ausübe, und der Erinnerung an mein armes Kind, den König von Frankreich.

Der Marquis und die Marquise von Bellegarde sind ein sehr glückliches Paar. Geliebt von Allen, das Leben genießend und es für Andere verschönend, angesehen am Hofe, geliebt auf dem Lande, ein paar hochbeglückte Wesen. Ihre Kinder sind lieb und herzlich und gedeihen, und sie kennen ihren alten Onkel Dufresny und lieben ihn. Es ist auch ein Knabe darunter, der meinen Namen trägt und der mein Liebling ist.

Und wenn es so gekommen ist, wie es kam, so ist das Alles die Folge jenes heiligen Augenblicks, wo mir der Himmel die Vaterliebe für ein fremdes, leidendes, verlassenes Kind in die Seele gepflanzt hat. Ohne jenen Augenblick wäre wol der Marquis von Bellegarde unter dem Messer der Guillotine gefallen und Annette Tison wäre das Weib eines rohen Sansculotten geworden und hätte sich nach ihm formen müssen. Jetzt aber wird mein kleines Pathenkind Georges blühen und gedeihen und wird ein neues Geschlecht beginnen, in Folge jener Kinderträne, die mein Herz gerührt.

Ist das nicht so wunderbar in seinen Folgen wie der Mumienweizen, aus welchem nach unberechenbarer Zeit ein ganzes, blühendes Aehrenfeld geworden? .. Und mein Schmerz um jenes arme Königskind weicht sanfter Nahrung, wenn solche Bilder mich überkommen: wie der Herr genau seine Keime streut, in Ackerfurchen und Menschenherzen, und vor ihm tausend Jahre sind, wie ein Tag.

Das Rechnungsbuch der Hausfrau.

Von Helene Stöckl.

„O welch' langweiliges, prosaisches Thema!“ so ruft manch junges Mädchen, das viel lieber eine Polko'sche Gedichtsammlung als das Rechnungsbuch in die Hand nimmt, oder auch manch' junge Frau, die, eben herabgestiegen aus dem Himmel ersten ehelichen Glückes, sich noch nicht zurechtzufinden weiß auf dieser pflichten- und sorgreichen Erde. Die treue, emsige Hausfrau jedoch, die ihr Glück nur in dem Wohl der Ihrigen sieht und längst eingesehen hat, daß sie zu diesem letzteren nicht sowohl durch die Vollbringung einzelner großer Liebesopfer, als durch das rastlose Mühen und Schaffen im Alltagsleben, durch unermüdete, selbstlose Treue im Kleinen beitragen kann, sie weiß die Bedeutung des Rechnungsbuches, das sich ihr als Freund erwies in guten und bösen Tagen, wol zu schätzen.

Wie oft ward es ihr zum Schilde, wenn sie in den häuslichen Budget-Debatten, die, gleich den parlamentarischen, nur allzu geneigt sind, einen etwas stürmischen Charakter anzunehmen, mit den Wurfgeschossen ungerechter Vorwürfe überschüttet wurde. Oder könnte die Hausfrau sich wirksamer gegen das aufgebracht: „Wie ist es möglich, daß du schon wieder kein Geld hast? Ich möchte nur wissen, was du mit dem Gelde eigentlich machst?“ vertheidigen, als indem sie mit einem ruhigen: „Ich bitte, dich selbst zu überzeugen“ das Rechnungsbuch vor den erzürnten Gatten legt! Selbst der ärgste Sturm wird der stummen, aber eindringlichen Sprache dieses unscheinbaren Wächleins nicht lange Stand halten, sondern sich, nachdem er (der Form wegen) noch ein wenig getobt, allmählich legen und bejammern Bitter Platz machen.

Beunruhigender noch als aus dem Munde des gestrengen Eheherrn wirkt aber die Frage: „Wo um Gotteswillen kann schon wieder alles Geld hingekommen sein?“ wenn es die Hausfrau selber ist, die sich dieselbe bekümmert und ängstlich vorlegt. Nur die genaue Prüfung ihres Rechnungsbuches vermag ihr dann Beruhigung, oder, wenn sie sich nicht ganz von Schuld rein sprechen kann, Warnung und Belehrung zugleich zu geben. Es wird ihr zeigen, daß auch geringe Ausgaben, über die wir uns mit einem leichten: „Es kostet ja nicht viel!“ oder: „Das wird uns auch nicht arm machen,“ hinwegzusetzen pflegen, durch häufige Wiederholung ihre Unbedeutendheit verlieren, daß die Bevorzugung einer einzelnen Ausgabengruppe nur auf Kosten der Gesamtheit geschehen kann, daß eine kleine Ausgabe zur rechten Zeit oft eine weit größere, spätere unnötig macht u. a. m.

So lange sich die Hausfrau im Widerspruch mit ihrem Rechnungsbuche weiß, so lange wird nichts ihr inneres Unbehagen übertäuben können; dafür aber ist das Gefühl der Sicherheit und der Zufriedenheit mit sich und der Welt, das sie erfüllt, wenn es ihr gelungen ist, Frieden mit demselben zu schließen, um so köstlicher.

Freilich kommen auch Zeiten, für den Einen von kürzerer, für den Andern von längerer Dauer, in denen wir mit schwerem Herzen zum Wirtschaftsbuche greifen, weil all' unser Zählen und Rechnen nur dazu dient, das Mißverhältnis zwischen dem Soll und dem Haben schärfer hervortreten zu lassen. Liegt die Schuld hiervon nicht in einer Pflichtverletzung von unserer Seite, sondern in Verhältnissen, denen wir machtlos gegenüberstehen, so müssen wir eben die Eintragungen unseres Rechnungsbuches als Kriegsberichte be-

trachten, die ehrenhaft sein können, auch wenn sie keinen Sieg zu verzeichnen haben. „Wir Beide, mein Wirtschaftsbuch und ich, wir wissen, daß wir nicht anders konnten,“ das muß uns zum Trost reichen.

Finden wir es natürlich, daß ein Krieger die Waffe ehrt, mit der er kämpfte, so darf es uns auch nicht wundern, daß die Hausfrau das Rechnungsbuch, das ihr den Kampf mit den Sorgen des Lebens bestehen half, lieb gewinnt, und daß ihr sein Durchblättern oft größeren Genuß gewährt, als das herrlichste Werk der Dichtkunst ihr geben könnte. Um seine trocknen Ziffern und Aufzeichnungen schlingt die Erinnerung ihre blüthenreichen Ranken, deren leichte Duftwellen unsere Gedanken der ferneren Vergangenheit zutragen.

Alle Ereignisse, die im Laufe der Jahre an uns vorüberzogen und unserm Leben seinen ersten oder frohen Inhalt gaben, hat das Rechnungsbuch in treuem Gedächtniß behalten, auch wenn wir selbst uns ihrer kaum mehr erinnern; es vergißt nichts, beschönigt nichts, verschweigt nichts. Es ist der getreueste Spiegel des Lebens der Familie, und wenn wir in der freundlichen Ordnung, durch welche die Frau dem Manne die Häuslichkeit lieb und werth machen soll, den Grundpfeiler des ehelichen Friedens und des Familienglücks sehen, so dürfen wir das Rechnungsbuch wol den Eck- und Grundstein nennen, auf dem dieser Pfeiler sich aufbaut.

Das ist viel zum Lobe des Rechnungsbuches gesagt, und doch ist seine Bedeutung damit bei Weitem noch nicht erschöpft. Wenn wir in dem Folgenden beweisen wollen, daß das wol geführte Rechnungsbuch der Hausfrau nicht nur ein getreues Spiegelbild des Befindens einer einzelnen Familie, sondern zugleich dasjenige der ganzen Gesellschaftsklasse, der diese Familie angehört, gibt, daß es eine wichtige Rolle im großen Haushalte der Nation spielt, deren Aufblühen oder Niedergang es messen und bestimmen hilft, und daß es die Grundlage zu den wichtigsten Reformen in dem socialen Leben der Gegenwart bietet, so machen wir uns darauf gefaßt, manch' ungläubigem Kopfschütteln zu begegnen.

Und doch enthält das eben Gesagte keinerlei Uebertreibung, sondern das Ergebnis wissenschaftlicher Forschung, wie Dr. Engel (Director des statistischen Bureaus in Berlin) kürzlich in seinem Vortrage „das Rechnungsbuch der Hausfrau und deren Bedeutung im Wirtschaftsleben der Nation“, in ebenso klarer als fesselnder Weise darlegt. Um seine Ausführungen, die bis jetzt noch nur zum kleineren Theile von wirklich gemachten Erfahrungen gestützt werden, ganz auf realen Boden zu versetzen, müßte jährlich eine größere Anzahl gut geführter Rechnungsbücher an eine statistische Centralstelle eingesendet werden, was natürlich nur geschehen kann, wenn die Hausfrauen dieser Angelegenheit ihr freundliches Interesse zuwenden und sich zu einer zeitweiligen (wenn auch anonymen) Weggebung ihrer Rechnungsbücher geneigt zeigen.

Wie aber, fragt vielleicht die Leserin, kann man so weitgehende Schlüsse aus Rechnungsbüchern ziehen wollen, von denen jedes seiner Natur nach von dem andern verschieden sein muß? Selbst bei Haushaltungen von ungefähr gleicher Einnahme werden die Ausgaben nicht dieselben sein. Die eine Familie legt mehr Werth auf einen guten Tisch, die andere auf Kleidung, die dritte auf Vergnügungen oder Wohnungsluxus, die eine gibt ihr Einkommen ganz aus, die andere sucht für die Zukunft durch Ersparnisse und Versicherungen zu sorgen, und daß keine andere Hausfrau mit denselben Mitteln so gut hauszuhalten versteht wie sie selber, ist selbstverständlich Glaubenssatz jeder einzelnen Frau. Eben aber weil dies Glaubenssatz jeder Einzelnen ist, verliert es viel von seiner Bedeutung, wie auch die Ausgaben mehrerer Familien, so sehr sie in Einzelheiten von einander abweichen mögen, im Großen und Ganzen auf das Ueberraschendste miteinander übereinstimmen.

Ohne daß wir selbst uns dessen bewußt sind, werden die Ausgaben für unsere physische Erhaltung, die doch stets den Haupttheil unseres Einkommens in Anspruch nehmen, von allgemeinen Gesetzen bestimmt, an denen wir, weil sie auf feststehenden Naturprozessen beruhen, wenig ändern können. Das Maximum an Speise und Trank, das Constitution und Lebensweise zulassen, kann auch von dem Reichsten nicht überschritten werden und in unsern Bedürfnissen für Kleidung, Wohnung, Heizung, Beleuchtung werden wir viel mehr durch das Klima und die Jahreszeiten beeinflusst, als durch die Mode oder persönliche Liebhaberei.

Wie es der Statistik gelungen ist, das durchschnittliche Alter des Menschen, je nach seiner besonderen Berufsklasse, auf das Genaueste festzustellen, so verschiedene die Lebenslänge des Einzelnen auch ist, wie die Meteorologie die mittlere Temperatur jedes Ortes kennt, unbeeirrt durch die täglichen Schwankungen der Temperatur, so könnte man auch aus einer genügend großen Anzahl Rechnungsbücher die wirtschaftlichen Verhältnisse bestimmter Gesellschaftsklassen, sagen wir beispielsweise: der Beamten, der Handwerker, des Handelsstandes u. s. w. auf das Sicherste berechnen.

Das Einzige, was diese Berechnung erschweren könnte, ist die Ungleichheit der Familien in Bezug auf Zahl, Alter und Geschlecht ihrer Mitglieder. Zwei Familien von derselben Berufsklasse und derselben Einnahme werden doch durchaus andere Consumverhältnisse aufweisen, je nachdem sich in der einen nur das Ehepaar, in der anderen aber außerdem eine größere oder kleinere Anzahl Kinder befindet. Ob diese Kinder klein oder schon erwachsen sind, und ob etwa noch andere Personen, Großeltern oder sonstige Verwandte, den Familienkreis vergrößern, macht natürlich ebenfalls einen bedeutenden Unterschied.

Um dieser Schwierigkeit zu begegnen, hat man den Vorschlag gemacht, die Familienmitglieder auf Einheiten zu reduciren. Ein Kind von unter 10 Jahren = 1 Einheit, bis zu 15 Jahren = 1.25, eine männliche Person über 15 Jahre = 2 Einheiten, eine weibliche Person dieses Alters = 1.5. (Die Frauen werden aus dieser Zusammenstellung zu ihrer Befriedigung sehen, daß die von ihnen nie bezweifelte, von männlicher Seite aber gewöhnlich lebhaft bestrittene Behauptung: daß eine Frau, resp. ein junges Mädchen viel weniger brauche als ein Mann, von der Statistik auf das Glänzendste anerkannt wird.)

Hat man die Familienmitglieder auf ihre Einheit berechnet, so ergibt eine einfache Division den auf jeden Einzelnen entfallenden Theil der Ausgaben.

Besteht eine Familie z. B. aus Vater, Mutter und zwei Kindern von 10—15 Jahren, so haben wir hier $1 \times 2, 1 \times 1.5$

und 2×1.25 , also im Ganzen 6 Einheiten. Gibt diese Familie für ihre Wohnung 300 fl. aus, so kommen auf die Einheit für Wohnung 50 fl. Die Wohnungsausgabe einer anderen Familie, in gleicher Weise reducirt auf die Einheit, ermöglicht einen ganz exacten Vergleich der Wohnungsverhältnisse der beiden Familien.

Sollte die consequente Durchführung dieser Art der Berechnung der einen oder andern Hausfrau zu mühsam erscheinen, so braucht sie sich dadurch nicht beunruhigen zu lassen. Gibt ihr Rechnungsbuch Aufschluß über Zahl und Alter der Familienglieder, so mögen die Herren Statistiker sich das Weitere nur immer selber ausrechnen. Die möglichst genaue Classificirung aller Ausgaben aber ist eine Forderung, welche der Hausfrau nicht so leicht nachgesehen werden kann. Um diese leicht und übersichtlich durchzuführen, empfiehlt es sich, eine doppelte Aufzeichnung der Ausgaben in zwei getrennten Büchern vorzunehmen und zwar eine systematische und eine chronologische. Bei der chronologischen Aufzeichnung werden die Ausgaben, wie sie im Laufe des Tages vorkommen, eingetragen, so daß jeder Tag sein eigenes Blatt hat. Bei der systematischen Aufzeichnung, die, wenn es der Hausfrau augenblicklich an Zeit gebricht, auch später vorgenommen werden kann, trägt man die Ausgaben nach bestimmten Rubriken ein, von denen die wichtigsten sind:

Essentielle Abgaben, Wohnung, Möbel, Nahrung, Kleidung, Feuerung, Licht, Bildung, Unterricht, Gesundheitspflege, Versicherungen, Vergnügungen und unbestimmte Ausgaben.

Die monatlichen und vierteljährlichen Abschlässe nebst dem Jahresabschluss, bei dem die Vornahme einer Inventur mit einer der Werthabnützung entsprechenden Werthabschreibung nicht fehlen darf, zeigen dann genau, wie viel von Monat zu Monat für die physische und psychische Erhaltung der Glieder der Haushaltung ausgegeben wurde und läßt, wenn Einschränkungen im Haushalt nöthig sind, bald entdecken, wie und wo dieselben am besten mit Erfolg und ohne Beeinträchtigung anderer wichtiger Zwecke der Familie und der Haushaltung vorzunehmen sind.

Wie das einzelne Rechnungsbuch auf diese Weise den Wohlstand der einzelnen Familien mißt und Mittel und Wege zur Förderung desselben an die Hand gibt, so wird eine größere Anzahl von Rechnungsbüchern (sagen wir einige tausend) zum Maßstabe für den Wohlstand einer Nation und zur sichern Grundlage für alle Pläne, welche die Hebung desselben und die Verbesserung der bei dieser Gelegenheit zu Tage getretenen Uebelstände bezwecken.

Entnahme man daraus z. B., wie Dr. Engel dies ausführt, daß die Fleischnahrung in vielen Berufsclassen ab-, die Kartoffelnahrung aber zugenommen hat, daß die Ausgaben für Vor- und Fürsorge (Versicherungen u. dergl.), sowie für Gesundheitspflege zurückgehen, diejenigen für Vergnügungen, Putz oder geistige Getränke steigen, so wird man dies mit Recht für eine bedenkliche, einer Krise zutreibende Strömung erachten müssen. Ergäbe sich ferner, daß sich bei verschiedenen Berufsclassen trotz gleichem Fleiß und Sparsamkeit bei der einen das Einkommen ungleich schneller mehrte als bei der andern, so wird man behaupten dürfen, daß das eine Gewerbe sich in gedrückter, das andere in guter Lage befindet und man wird den tieferen Ursachen dieser Erscheinung nachspüren können.

Die Erkenntniß solcher Mißverhältnisse schließt aber meistens schon die Anbahnung zur Reform derselben in sich.

So rief seinerzeit die Schilderung der wirtschaftlichen Lage der belgischen Arbeiterklassen, wie sie durch die Veröffentlichung der Haushalt-Budgets derselben enthüllt wurde, nicht nur ein allgemeines schmerzliches Erstaunen über das geringe Einkommen dieser Arbeiterfamilien, sondern auch eine Reihe von zum Theil später thatächlich ausgeführter Vorschläge hervor zur Vinderung der traurigen Lebenslage dieser Leute, zur Aufbesserung ihrer Einkommensverhältnisse und zur Beseitigung der unnötigen, sie schädigenden Vertheuerung der Lebensbedürfnisse.

Daß den Statistikern bisher das meiste Material zu ihren Berechnungen durch die Haushaltungsberichte der arbeitenden Klasse geboten wurde, hat seinen nächsten Grund wol in der Einfachheit dieser Berichte. Ein armer Spigenklöppler oder Holzschmied des sächsischen Erzgebirges, der, wenn es gut geht, täglich 50 Pfennige verdient, wird über die Verwendung derselben freilich leicht Rechenschaft ablegen können, viel schwieriger aber gestaltet sich dies in anspruchsvolleren, großstädtischen Haushaltungen mit ihren complicirten Lebens- und Consumsverhältnissen. Das einzige Mittel, auch diese Kreise der statistischen Ein- und Uebersicht zu erschließen, bietet eben nur das Rechnungsbuch, wie es sein soll. Diesem das Wort zu reden und seine allgemein nützliche Bedeutung hervorzuheben, damit es in immer weiteren Kreisen Eingang und Pflege erfahre, ist auch der Zweck der vorstehenden, kleinen, auf wissenschaftliche Gründlichkeit keinerlei Anspruch erhebenden Arbeit.

Von den Frauen aber wäre ein verständnißvolles Eingehen auf diese Bestrebungen wol zu erwarten, denn gewiß ist es ein freundlicher Gedanke, das alltägliche, mühsame, oft wenig geschätzte Wirken der engumgrenzten Häuslichkeit in den Dienst einer großen, dem allgemeinen Besten gewidmeten Sache stellen zu können. Vollständige Gleichberechtigung mit dem Manne, wie Emancipationslustige dies verlangen, werden die Frauen kaum je erreichen, schon um des Widerspruchs willen nicht, in dem diese Forderung zu den Einrichtungen der Natur steht; ist es der Frau aber vergönnt, durch ihre Treue im Kleinen und die gewissenhafte Erfüllung ihrer Pflichten im Alltagsleben theilzunehmen an der Arbeit im großen Staatshaushalte, darf sie mit beitragen zu den Bestrebungen der Gegenwart, die weite Klüft, welche heute noch die Besitzenden von den Nichtbesitzenden trennt, auszufüllen, und auch den vom Glücke Vernachlässigten zu einem menschenwürdigen Dasein zu verhelfen, so kann sie dies wol mit ihrer wenig ins Auge fallenden und doch so wichtigen Lebensaufgabe verbinden.

Sie wird ihre Thätigkeit nicht mehr eintönig und kleinlich finden und mit dankbarem Interesse auf das einfache Buch blicken, welches zum Bindeglied zwischen ihr und der Allgemeinheit wird, auf das langweilige, vielgeschmähte und doch so segensreiche Rechnungsbuch.

Mosaik.

Emineh, Gemahlin des Sultans von Egypten. Von den Gattinnen der Fürsten islamitischen Glaubens erfährt die Welt im Ganzen wenig und was von ihnen über die Schwelle des Harems hinaus in die Öffentlichkeit bringt, ist der Aufmerksamkeit kaum werth.



Gefährtinnen eine träge, öde, nur auf Sinnen-Begehren gerichtete Existenz und bleiben, zumeist wenigstens, auf die Geschicke des Landes ohne allen Einfluß. Anders Prinzessin Emineh. Die einzige Gemahlin ihres fürstlichen Gatten, dem sie, eine Enkelin Abbas Pascha's, schon durch Verwandtschaft nahe stand, ragt sie über die Menge der orientalischen Fürstinnen nicht nur durch ungewöhnlichen Liebreiz der körperlichen Erscheinung, sondern mehr noch durch seine europäische Bildung, klaren besonnenen Geist, unbetrübtes Urtheil auch in politischen Fragen und durch ein wahrhaft würdiges Verhältnis zu ihrem fürstlichen Gemahl weit hervor.

Wer gewinnt? Von F. Jover. Eine Spielpartie! Sehr lebensvoll und anschaulich. Es leidet sich Vieles aus dem Bilde heraus, auch daß da ein doppeltes Spiel getrieben wird und offenbar mit Erfolg. Der alte Schlossherr hat militärische Einquartierung von drei jungen lebenslustigen Caballeros; wie einfürmig würden diesen die Tage in dem alten pomphaften Castillo dahinschleichen, gäbe es keine besseren Zerstreuungen, als die der Wecher gewährt oder das Würfelspiel oder ein Gespräch über die ehemaligen Glanztage des Schlosses und des schloßbesitzenden Geschlechtes mit dem alten kahlköpfigen Granden.

Sommernachmittag. Von D. Schulz. O, was das Kind müde ist! So müde, daß die kleinen Beinchen es nicht mehr nach Hause tragen können. Aber das kommt davon! Wie sehr hatte es die Schwester, die den Feldarbeitern Speise und Trank bringen sollte, gebeten, es mitzunehmen, — nur ein kleines Streckchen, nur bis dahin, wo die blauen Kornblumen stehen und der hochrote Mohr und die goldgelben Sternblumen.

Die Mode.

Ehe ich die Leserinnen des Bazar's mit den Phasen des beginnenden neuen Kreislaufes der Mode bekannt mache, halte ich eine allgemeine Charakteristik der Frühjahrs-, resp. Sommermoden für geboten, denn aus dieser gestalten sich erst allmählig, wie im Werden und Wachsen der Natur, die kleineren markanteren Züge, das positiv Neue heraus. Letzteres ist systematisch bebingt und hängt nicht wenig vom individuellen Geschmack des großen Publicums ab, denn die Mode ist beim Beginn der Saison nur in großen Zügen fixirt.

In gleicher Mannigfaltigkeit, wie die Taillen und das Arrangement der Kleider, präsentiren sich die Mäntel. Ein uniformes Kleidungsstück gibt es in dieser Branche absolut nicht mehr; das zwingende „entweder — oder“ ist gänzlich von dieser Liste gestrichen. Die einzwängende Form der Douillette hat auch nach und nach an Weite zugenommen, und seitdem die Journüren zu neuem Aufsteigen erweckt wurden, weiß man das aus jener entstandene Kleidungsstück nicht mehr mit seinem Ursprung zu identifiziren.

Mantel, Mantelet mit kleinen eingesehten Aermeln, dem unerlässlichen Unterbau der Toilette hinten die nötige Ausdehnung gewährend, das ist die jetzige „Douillette“, die für Frühjahrs- und Sommerzeiten auch den Schleifenschmuck beibehalten wird; dann kommt der flottere Dolman, mit lang und spitz überfallenden Aermelhülften; die graziose „Manzille“, hinten kurz und ziemlich anschließend und vorn in Echarpes endigend (Fig. 1); die etwas vornehmere „Visite“, reich und eleganter ausgestattet, auch wol allenthalben mit etwas mehr Stoffverwendung, mit Schoß- oder langen Garniturhülften an den Seiten versehen, oder reiche geraffte Draperie hinten aufweisend, und weiter, das jüngste Schwesterchen dieser Familie, die kurze, jugendliche und naive Pelerrine, die sich noch in bescheidenen Grenzen der Ausdehnung und Anforderung hält.



Als Material für alle diese Vertreter der Mantelfamilie sind gerippte Stoffe, wie: reps ottoman, gros d'ecosse und Sicillenne, in erster Linie zu nennen; nicht nur glatt hat sie die Industrie für diese Zwecke in Güte und Schwere gefördert, auch in verschiedener Ausführung des Rippenbessins, das außerdem durch brochirte Dessins (Seide auf Seide, auch Sammet auf Seide, eintönig schwarz, sowie bunte Dessins, Palmetten und Bomben auf schwarzem Grunde) effectvoll unterbrochen wird.

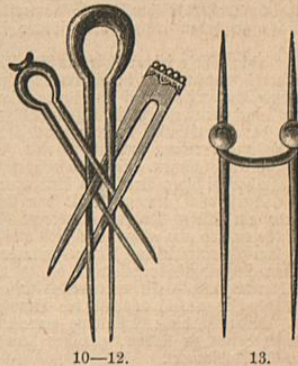
benessins in Stickerei, Figuren im Knötchenstich und Perlen, Applicationsfiguren aus Sammet in Würselform, sowie schneckenartige Schelben aus Atlasbiese ausgeführt. Diesem Material, für das elegante Genre berechnet, gesellt sich zum Auspug der Confection reiche Passenterie aus Atlasbiese und Perlen, Vermicelle und Chenillefranze, Perlentugeln als Grelots, gitterartige Borbüren mit Perlen auf den Kreuzpunkten, nehmliche Franzen, breite Jackengarnitur bildend, und die schon im Herbst erwähnten „Pampilles.“ Dies sind einzelne aus Stoff, Spitze, Franze und Band zusammengelegte Garniturfiguren, die an Blüten mit dicken Staubfädenbüscheln erinnern und von bedeutender Wirkung sind. (Siehe die Abb. 3-9.) Einzeln, in Abständen auf Spitzenvolants gesetzt, kommen die kleineren Pampilles zu hübscher Geltung, während die größeren Figuren als unterer Abschluß der Mantillen und



Visitenchapes dienen, oder im Rücken auf dem spitz zulaufenden Einsatze placirt werden. Alle bisherigen Spitzen, die spanische und die Schantillyspitze, sind in der Concurrenz von der feinen Guipurespitze arg bedroht, die, wie so Manches im Kreislauf der Mode, nach längerer Pause wieder zu Ehren kommen. Bezugsquelle: Mode-Bazar Gerson.

Für die Mäntel nächsten Ranges treten der französische Kaschmir, wollener gerippter Stoff, englischer Plaidstoff, Tuch- und Körperstoff, Stoffe mit uni-fond und Seidenfäden, leichte wollene matelassés und die Folge des indischen Shawls, der persische Kaschmir, in ihre Rechte. Die im vergangenen Frühjahr nur angebeutete Neigung für dieses Genre ist so vollständig durchgedrungen, daß die Industrie es sich hat angelegen sein lassen, die reizendsten Stoffe und Dessins dieser Art in den Handel zu bringen, welche eben so hübsche, wie verhältnismäßig billige Mäntel und kurze Paletots, Form „Rezerviste“, ergeben. Letztere besonders für ganz junge Mädchen beliebt, verlangen zum Schließen die Metall-Agraffen (blau, braun, olive, grau), je nach dem Fond des persischen Kaschmirs, der in genannten Farben gangbar und in dem Mode-Bazar Gerson, sowie in dem Magazin von Lissauer vorrätig ist. Unter den Metall-Agraffen ist die Vorliebe für den Vogel der Minerva unbestreitbar, doch auch Hunde- und Katzenköpfe werden vom Strom der Mode getragen. (Vorrätig in den Magazinen Sauerwalbt, Leipzigerstraße 21, und L. Hahn, Jägerstraße 41.)

Eine noch hier nennenswerthe Mode, die augenblicklich in Paris Furore macht, sind die eleganten und exklusiven kleinen Damen-Capotehüte aus Leder (peau de Suède, peau de Saxo). In Grau gilt dieser Hut als besonders ladylike; dazu eine graue Röde oder Reher-Nigrette mit Amazonenfeder und Sammetbindebänder. Einen besonderen Werth legen die Damen dabei auch auf die Schilbpattnadeln, welche zum Befestigen der Hüte dienen; es sind große lange Nadeln



von verschiedener Form (siehe die Abb. 10-12), die in das Haar gesteckt werden. Eine andere Art, den Hut festzuhalten, ist die Nabel (Abb. 13), welche in das Haar gesteckt wird und durch ihre oberen beiden Spitzen den Hut stützt. (Bezugsquelle für Schildpattwaaren: Sahm, Jägerstraße 41.)

Feine Küche.

Caviar-Salat (Moskau). Für 12 Personen rechnet man 600 bis 650 Gramm allerbesten, sehr wenig gesalzenen, also recht frischen Caviar und hängt von dem geduldigen sorgfältigen Röhren und Zerreiben des Caviar — es erfordert im Ganzen 2 bis 3 Stunden — das Gefingen dieses sehr feinen Geräthtes ab. Der Caviar wird in einem Porzellan-Reibnapf mit einer Porzellan-Kugel so lange gerieben, immer nach einer Seite hin, bis die Masse ganz grauweiß ansieht und man sie durch ein Sieb treiben kann; zu dieser Masse rührt man nach und nach 4 Eßlöffel voll feinstes Olivenöl, den Saft von 4 Zitronen und 4 ganz fein geriebene Chalotten. Das Ganze muß so lange wieder nach einer Seite gerührt werden, bis eine dicke weiße Sauce entstanden ist, zu der man nur, wenn es durchaus nöthig ist, noch etwas Salz und Essig hinzufügt. In der Schale gedönte, abgeseigte Kartoffeln und ebensoviel hartgekochte Eier schneidet man noch warm in feine längliche Streifen, legt sie in eine Salatschüssel und gießt die Caviarsauce darüber. Die Eier und Kartoffeln müssen noch lauwarm sein, wenn die Sauce darüber gegossen wird und muß der Salat einige Stunden stehen, da er nicht durchgemengt werden darf. Minis oder geröstete Semmel-Croutons werden zu dem Caviarsalat gegeben.

Dorich auf Hamburger Art. Der gut gereinigte Dorich wird in Stücke geschnitten, in siedendes gesalzenes Wasser gelegt und sobald er zwei Minuten kocht, wird 1 Kochlöffel voll kaltes Wasser, sowie ein walnußgroßes Stückchen Butter dazu gegeben; dann stellt man den Kessel auf eine entfernte Herdplatte, wo der Dorich nicht, aber nicht kocht. Zu 2 Kilo Fisch rechnet man 150 Gramm Butter und 1/4 Liter eines Gemisches von gleichen Theilen Weißwein und Wasser, dies bringt man unter Hinzufügen von einer Prise weißen Pfeffer, einer in Scheiben geschnittenen Citrone, einer Prise Muscatnuß und 50 Gramm geriebener weißer Semmelkrume zum Sieden. Läßt es einige Minuten kochen, fügt 1 Theelöffel voll Cardamomessenz hinzu, legt mit einem Schämmer die Dorichstücke vorsichtig nebst 12 Austern in diese Sauce, läßt Alles noch einmal aufkochen und richtet den Dorich mit der Sauce und den Austern, mit Petersilie und Citronenspätpchen verziert, an. Kleine Salzkartoffeln gibt man dazu.

Bouqueton von Reis. Nach früherer Vorschrift bereitet man von Sühnern oder Tauben, mit Morcheln, Spargeln, Garnelen oder Krebsen, Kalbsmilch, Ochsenaugen, Karreelkochen u. s. w. ein feines wolkmedendes Ragout mit einer dicken kräftigen Sauce. 400 Gramm feinsten Reis wäscht man, bedeckt ihn 15 Minuten mit frischem Wasser, läßt ihn abtropfen, dann in 1/2 bis 1 Liter kräftiger heller Fleischbrühe, unter Hinzufügen von Butter, Salz und etwas Muskatnuß, in irdener Casserolle langsam quellen und steif werden. Auf einer starken, etwas vertieften runden Porzellan-schüssel bildet man von dem erkalten Reis einen dicken, etwa 7 bis 8 Cent. hohen Rand, füllt das Ragout mit seiner Sauce hinein, legt eine dünne Reisschicht darauf, streicht diese glatt — am besten mit einem in zerhackenes E. getauchten Messer oder Holzpatel — befreit das Bouqueton mit Paniermehl, zu dem man etwas geriebenen Parmesanmilch mischt, träufelt etwas Krebsbutter darauf und läßt es im Ofen eine schöne goldbraune Farbe annehmen.

Gefüllte Kapannen. (Russische Küche.) Hierzu wähle man recht fette Kapannen, für 12 Personen 2 Stück, bereite sie gut vor und knödele sie aus. 1/4 Kilo vom allerbesten Reis blanchirt man und kocht ihn in kräftiger heller Fleischbrühe gar, doch so, daß die Körner ganz bleiben; dann mischt und zieht man mit einer großen Holzgabel 1/2 Kilo fein gehackten rohen Schinken, 125 Gramm frische Butter, 6 geschlagene Eier, etwas Muscatnuß, 1 Prise weißen Pfeffer darunter, füllt die Mischung in die Kapannen, dampft sie in Fleischbrühe gar und richtet sie, mit der nachfolgenden Sauce übergossen, an: 90 Gramm Mehl schneid man in 125 Gramm Butter hellgelb, verrührt dies mit 1/4 Liter guter heller Fleischbrühe (von der Kapannenbrühe), gibt 3 Eßlöffel voll in Essig eingemachte Stachelbeeren, doch ohne deren Essig dazu, auch 2 Eßlöffel voll in Essig eingemachte Champignons kann man benutzen, wenn man keine Stachelbeeren hat — das nöthige, 1/2 Liter sauren Rahm, etwas fein gehackte Petersilie und noch 1/4 Liter kräftige Fleischbrühe und bringt dies unter Röhren bis zum Kochen.

Kartoffelspeise (englisch). Kartoffeln mit der Schale werden in Salzwasser gar gekocht, abgeschält, in nicht zu dünne Scheiben geschnitten, in eine Casserolle, in der man die nöthige Butter zerließ, gelegt, mit Salz, Pfeffer, etwas geriebener Muscatnuß beireut, der Dedel fest auf die Casserolle gelegt und die Kartoffeln so lange auf schwachem Feuer geschüttelt, bis die Butter in die Kartoffeln gezogen ist und diese sehr heiß sind.

Maronen-Compot. 40 bis 50 große schöne Maronen (Kastanien) blanchirt und schält man, dampft sie in Wasser, gut zugedeckt, weich, läßt sie abtropfen und trocknen, legt sie auf starke Dessertschüsseln, überstreut sie mit 250 bis 275 Gramm Zucker, den man mit etwas Vanille zerrieb oder an dem man die Schale einer kleinen Citrone abrieb und den man dann frisch, gießt im Augenblicke des Anrichtens über die Maronen 1/2 Liter guten Rum und sündet diesen an.

Succade-Crème. 335 Gramm indischer Sago (sein Perlago) werden schon am Tage zuvor in etwas Wasser geweicht. In irdener Casserolle bringt man 1 Liter Weißwein mit 665 Gramm Zucker und 60 Gramm in feine kleine Stücken geschnittener Succade zum Kochen, fügt dann 1 Prise Salz und den Sago hinzu und kocht die Masse so lange, bis der Sago ganz durchsichtig ist, worauf man die Crème in Krustschalen füllt. Man stellt sie auf Eis oder bereitet die Crème schon Tags zuvor. Beim Anrichten verziert man die Speise geschmackvoll mit buntpfarbigen Pastisieren und gibt eine Vanille-Rahmsauce dazu.

Wirtschaftsplaundersien.

Carno pura. Das Steigen der Fleischpreise hat sich in den letzten Jahrzehnten in nur zu schneller Folge auf den europäischen Märkten und damit in unseren Haushaltungen fühlbar gemacht.

Das Ergebnis von Wissenschaft und Praxis lautet aber dahin, daß der Mensch nicht von Pflanzenkost allein leben kann, wenn er im Besitze des Nages von Gesundheit und Kraft bleiben soll, welches ihn befähigt, in körperlicher Arbeit erfolgreich den Kampf um's Dasein zu bestehen. „Sage mir, was Du isst und ich werde Dir sagen, was Du zu arbeiten vermagst.“ in dieses Wort könnte man heute unsere Erkenntniß von vernunftgemäßer und vernünftiger Volksernährung fassen. Nur die gemischte, dem Thier- und Pflanzenreich entnommene Kost befähigt den Körper des Arbeiters zu entsprechender Arbeitsleistung.

Mit der zunehmenden Bevölkerung Europas vermag die Production an Schlachtvieh in unserem Erdtheil nicht Schritt zu halten, daher machte schon Siebig vor einer Reihe von Jahren darauf aufmerksam, daß wir in dem gewaltig großen Viehbestand Südamerikas eine Fleischkammer besitzen, deren Schätze zu heben früher oder später für uns zur Nothwendigkeit werden muß.

Siebig lehrte seiner Zeit die Bereitung des nach ihm benannten Fleisch-extractes kennen, aber in diesem Erzeugniß, welches schnell eine vorher nicht geahnte Verbreitung bei uns fand, war, wie sich bald herausstellte, keineswegs eine vernunftgemäße Ausnutzung südamerikanischen Fleisches zu sehen, denn der werthvollste Nährstoff des letzteren, das Eiweiß, geht bei seiner Darstellung verloren und wir dürfen dieses Extract nur als ein anregendes Genußmittel schätzen. Schon Siebig schrieb: „Wäre es möglich, zu einem annehmbar billigen Preis ein Präparat aus dem Fleisch herzustellen, das die Eiweißstoffe zusammen mit dem Extractivstoffen in sich vereinigte, so würde ein solches Präparat meinem Fleischextract vorzuziehen sein, denn dasselbe würde alle nährenden Bestandtheile des Fleisches enthalten.“

Der Verwirklichung dieser Forderung sind wir heute um einen bedeutenden Schritt näher gelangt, da es thatsächlich gelungen ist, ein für die Volksernährung höchst werthvolles Erzeugniß darzustellen und zwar ist dies das Fleischmehl, welches die Bremer Gesellschaft Carno pura herstellt. Das Verdienst, diese Erfindung gemacht und zu der jetzigen Vollkommenheit ausgearbeitet zu haben, gebührt dem Professor Dr. F. Hofmann und dem Dr. C. A. Meinert.

Die Herstellung des Fleischmehles ist kein Geheimniß, und die denkbar einfachste. Das dem Schlachtvieh in Buenos-Aires zugeführte Vieh wird, nachdem es auf seine Gesundheit und Schlachtfähigkeit durch den Thierarzt untersucht wurde, geschlachtet und zerlegt, das Fleisch von Fett, Sehnen und Knochen befreit, durch Maschinen zerkleinert und gelangt, nachdem es gesalzen, auf Hüden in dünnen Lagen ausgebreitet, in Trocknen, durch welche ein starker und beständiger Strom warmer Luft geführt wird, bis das zerkleinerte Fleisch von seiner natürlichen Feuchtigkeit befreit und in eine trockene, durch geeignete Vorrichtungen pulverisirbare Masse verwandelt.

Die verhältnißmäßig niedrige Temperatur, bei welcher das Fleisch getrocknet wird, läßt das Eiweiß in löslichem, leicht assimilirbarem Zustande und alle schwer verdaulichen Gewebstheile bleiben nach dem Mahlen in Form eines wolligen Hanswertes auf den Sieben zurück. Das so erhaltene Fleischmehl — reines Fleisch ohne Wasser — ist vollkommen haltbar und gibt, mit Wasser aufgelöst, eine wolkmedende kräftige Suppe, die im Geschmack frischer Fleischbrühe sehr nahe kommt, jedenfalls viel besser als eine mittelst

Fleischextract hergestellte Suppe mündet. Ein Pfund des Fleischmehles ist gleichwerthig sechs Pfunden frischen, fett-, knochen- und sehnenfreien Fleisches.

Der Preis des Fleischpulvers wird im Frühjahr dieses Jahres, wenn die großen Fabrikanlagen in Buenos-Aires in vollem Betriebe sind, noch erheblich niedriger gestellt werden, als er es bis jetzt war, und zwar wird das Pfund Fleischpulver im Kleinverkauf 2,25 Mark, im Großverkauf (bei Abnahme von 25 Kilogramm und darüber) 1,80 Mark kosten. Da, wie oben bemerkt, ein Pfund Fleischpulver gleich 6 Pfund frischen Fleisches ist, so wird also im Kleinverkauf das Pfund Fleisch im Kleinverkauf mit noch nicht 38 Pfennigen, im Großverkauf mit 30 Pfennigen verkauft. Es ist einleuchtend, welche ein wichtiges Mittel zur Aufbesserung der Nahrung dem weniger Bemittelten durch ein so wolfeiles Präparat geboten ist.

Zu weit würde es uns führen, wollten wir an dieser Stelle näher auf die Frage der vernunftgemäßen Volksernährung eingehen und zu beweisen suchen, daß das Fleisch in derselben eine hervorragende Rolle spielen muß, wir verweisen vielmehr auf die preisgekrönte Schrift Dr. Meinert's: „Wie nährt man sich gut und billig“ (Berlin, durch die Buchhandlung von Mittler und Sohn zum Preise von 50 Pfennig zu beziehen). Diese im Interesse der Herbeiführung einer rationellen Volksernährung bestimmte Schrift ist allgemein verständlich abgefaßt, so daß jede Hausfrau sich selbst danach bedienen kann, wie, unter Berücksichtigung des in verschiedenen Gegenden abweichenden Geschmacks, eine den Ansprüchen der Physiologie genügende Ernährung in der billigsten Weise, das heißt mit dem geringsten Geldeaufwande, bewerkstelligt werden kann.

Das Carno pura-Fleischmehl soll und kann frisches Fleisch nicht ersetzen, aber seine leichte Transportfähigkeit und Haltbarkeit, die Möglichkeit schnell und mit geringem Aufwand von Arbeit und Feuerung mit seiner Hilfe nahrhafte Speisen herzustellen, sichern ihm in Haushalt und Krankenpflege eine große Zukunft. Am werthvollsten wird sich das Fleischmehl und die mit demselben bereiteten Conserven im Kriege, zur Verproviantirung der Armeen, zur Ausrüstung überseeischer Expeditionen und zur Aufbesserung der Schiffskost erweisen; Hospitäler, Volksschulen u. s. w. werden das Fleischmehl als vortheilhaft verwendbares Ergänzungsmittel anerkennen. Für Familien, in denen die Frau für den Erwerb mitarbeiten muß, und auch für einzelne Personen, die sich selbst rasch und wolfeil befristigen wollen, wird das Fleischpulver, besonders aber die mit demselben hergestellten Conserven (mit Erbsen, Bohnen, Graupen, Nudeln u. s. w.) von ganz besonderem Werthe sein. Diese Conserven, von der Fabrik Carno pura hergestelt, dürfen als schmackhaft und preiswürdig bezeichnet werden.

Der Intelligenz deutscher Hausfrauen ist es zuzuschreiben, daß das minderwerthige Fleischextract in verhältnißmäßig kurzer Zeit sich eine geschickte Stelle im Haushalt erobert hat; wir zweifeln nicht, daß unsere Hausfrauen bald auch den hohen Werth und die vielseitige Verwendbarkeit des Fleischmehles gebührend erkennen und zur Geltung bringen werden.

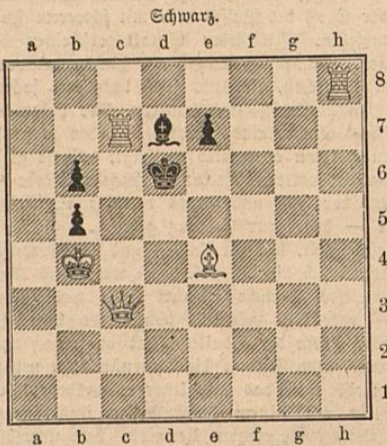
Beschreibung des colorirten Stahlstich-Modenbildes vom 1. März.

Fig. 1. Mantel aus Plüsch. Dasselbe ist aus rothem Plüsch und gleichfarbigem surah als Futter gefertigt und mit türchisch gemusterten Bordüren, sowie mit einer Franze von rother und gelber Chenille garnirt. Zum Schließen dienen Haken und Oesen.

Fig. 2. Kleid aus Plüsch. Den Rod dieses Kleides aus olivgrünem Plüsch ziert eine Ruffe von gleichem Stoff, sowie ein hoher Bolam, dem eine breite, auf Seidenstoff ausgeführte Spartelstiderei aufgesetzt ist. Die Tunika aus Plüsch ist mit Passementieren ausgestattet. Gleiche Passementieren und Spartelstiderei garniren die Taille. Hut aus grünem Filz mit Schleifen von Plüsch, sowie mit Straußfedern verziert.

Schach.

Aufgabe Nr. 99. Von J. Slater.



Weiß zieht und legt mit dem zweiten Zuge matt.

Fräul. Lydia v. L. in Frankfurt a. M. Sie fragen uns, wie man vorzuziehen könnte, um auf Correspondenzarten oder durch Telegramme Mittheilungen zu machen, die für fremde Personen unverständlich wären. Wir empfehlen Ihnen das „Handbuch der Kryptographie.“ Anleitung zum Chiffriren und Deciffriren von Geheimschriften, verfaßt vom Obersten D. Feilchner v. Wostrowitz, zu beziehen durch F. W. Seidel u. Sohn in Wien. Sie finden in diesem beliebten Buche genügende Auskunft, um Ihren Wunsch erfüllen zu können. — Abonnent in Welmitz. In Nr. 96 nach 1 S f 5 — g 3 f, T g 6 n. g 3 f 2 D e 7 — h 7 nicht matt, weil ein Thurm auf g 6 das Schach deckt. Fig. R. richtig. — Fr. Dn. in Frankfurt a. M. Auch 1 D e 7 — a 7 ist unrichtig, weil S g 2 — f 4 Schach bietet. — D. A. Nr. 13 richtig. — A. v. St. in Dillingen. Aus demselben Grunde ist auch 1 D e 7 — b 7 erfolglos. D. A. Nr. 13 und Fig. R richtig.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 97 Seite 48.

- 1. S d 2 — e 4. Schwarz. 1. D g 3 — g 1 am besten. Weiß. 2. K g 6 — g 7. Schwarz. 2. Belleibig. Weiß. 3. S e 4 — c 5 oder — g 5 matt.

Schach- und Spiel-Correspondenz.

Unsere geehrten Correspondentinnen und Correspondenten theilen wir mit, daß wir bei der Bestätigung der Richtigkeit der Lösungen u. s. w. der Nummerparniss wegen uns einiger leicht verständlicher Abkürzungen bedienen werden.

Rebus,

dessen Auflösung durch ein Wort auszudrücken ist.



Fig. — G. Glasmacher in Schlettstädt. Auch 1 D e 7 — h 7 hat keine Wirkung wegen S g 2 — f 4 f. U. A. Nr. 7 richtig. — Hugo Lammert in Reichenberg. In Nr. 95 führt 1 T c 8 — a 8 nicht zum Ziel, weil Schwarz L a 4 n. c 6 spielt. Nr. 96 und D. A. Nr. 13 richtig. — Fr. Franz Dr. L. In einer so privaten Angelegenheit mögen wir kein Urtheil fällen. Nr. 95 richtig.

Unterhaltungs-Aufgaben.

Nr. 11. Die folgenden Worte sollen in veränderter Reihenfolge, sonst unverändert, ein vollständiges Sonett bilden:

„Die nimmermüde Quelle entrieselt leicht durch Berg und Thal, durch Wiesengrün und Hain. Zieh dich tief durch ihren Spiegel halb Wollen und halb blaue Helle des Himmels. Wo Baum und Busch blüht am glatten Strande, da muß sie der holden Stelle rasch vorbeist. Doch ihre Welle bricht und hemmt sich zögernd, wo Felsenhöhn sie umziehen, rau und wüst. O sehnend Herz, o Liebe, wohin, wohin willst du eilen, unruhig fortgetragen? Wo ist das Thal, das dich friedlich umfangt? Was leitet dich so schnell vorbei an deinen seligen Tagen, um ach nur dort, wo dich der Schmerz in enge Banden drängt, zu weilen?“

Wie lautet das Sonett?

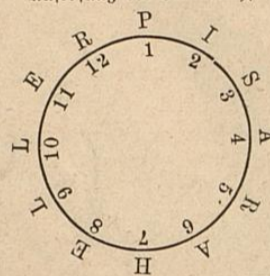
Nr. 12. Auf einer Quadratfläche, die in 36 Quadrate eingetheilt ist, soll man sechs Quadrate durch Schachfiguren besetzen, jedoch so, daß die leeren Quadrate, auf jeder Reihe in wagerechter und senkrechter Richtung gezählt, eine gerade Zahl bilden. Wie verfährt man?

Quadrat-Räthsel.

4x4 grid with letters: L L L L, A A O O, E E E I, R N D R

Die Buchstaben in den Feldern des obigen Quadrats lassen sich so ordnen, daß die erste wagerechte Reihe gleich der ersten senkrechten lautet, ebenso die zweite wagerechte gleich der zweiten senkrechten u.

Auflösung des Kreisräthfels Seite 64.



- Pisa. Auflösung des Rebus Seite 64. Revolte. Isar. Auflösung der Wörtergruppe Seite 64. Sarah. Rahel. Heller. H A R Z, A R I E, R I G I, Z E I T

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 9 Seite 64.

- 1. ehrlisch. 2. immer. 3. Nachtheil. 4. Ende. 5. Haber. 6. abermals. 7. Narr. 8. Dämmerung. 9. Weg. 10. Aeger. 11. Schmutz. 12. Thräne. 13. Drang. 14. Innung. 15. Einbuße. 16. anfangen. 17. nöthigen. 18. dumm. 19. rein. 20. einft. Das Sprichwort heißt: „Eine Hand wäscht die andre.“

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 10 Seite 64.

Eine Gruppe bestand aus 68, die andere aus 95 Blumentöpfen.

Correspondenz.

Verschiedenes. Marienblume. Was ist uns „Lindenblüthe!“ — B. S., Braita. Wie sollen wir, ohne Kenntniß Ihrer Adresse, Ihren Wünschen begeben? Die Beschränkung wegen unregelmäßiger Lieferung der Nummern wollen Sie an diejenige Stelle richten, von der Sie den Bazar beziehen. Wir expediren stets prompt, eventuell auch direct, sofern uns der Abonnementsbetrag, incl. Porto, zugeht. — Mathilde in Hannover. Lehrbuch der Damenschneiderei, Verlag von Riem und Weiß in Dresden. — Waldmeister in S. ... Wir können leider keine Auskunft geben. — W. A. Rein. — Zwanzigjährige Abonnentin. Die Vorstellungsform Frau R. ... Frau Baronin von Th. genügt. — G. J. in Oesterreich. 1) Die gewünschte Adresse ist: Verlagshandlung Franz Ebhardt, Berlin W., 62. 2) In lauem Wasser. — L. in Hagenau. Bezüglich der Verwendung der seidenen Cigarrenbündchen erhalten wir folgende Notizen: Fr. J. Ap. in Breslau berichtet, daß sie vor längerer Zeit einen aus diesen Bündchen gearbeiteten originalen Teppich gesehen habe. Die Bündchen waren fest mit ihrem Bindfaden eingestrickt, so daß oberhalb über centimeterlange Mägen oder Schleifen hängen und dem Teppich, da die Farben roth, orange und gelb gut zusammengefaßt waren, ein volles hübsches Ansehen geben. Fr. J. in S. hat vielfach Schlafenden aus den Cigarrenbündchen in Verbindung mit farbigen Seidenfäden gesehen. Zu einer solchen Decke bedarf man zwei Kilo Seidenabfälle. Frau Elise Koch in Bamberg, Hauptwachstraße 10, hat aus den Cigarrenbündchen Untererde Striden lassen; sie ist bereit, Ihnen auf directe Anfrage nähere Auskunft über diese Arbeit zu ertheilen.

Zur Frühjahrs-Saison.

Wir empfehlen allen Putzgeschäften und Modistinnen die

ILLUSTRIRTE COIFFÜRE

(SEP.-AUSGABE DER DAMENZEITUNG „BAZAR“) MODEJOURNAL FÜR DAMENPUTZ PREIS VIERTELJÄHRLICH 3 M.

Inhalt:

- Colorirte Hutbilder (à 6-7 Modelle). Colorirte Costümbilder à 2-3 Figuren. Colorirte Hutmöde (3/4 Lebensgröße). Tableau's mit Hauben, Lingerie etc.

Abonnements für 1883

II. Quartal werden schon jetzt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten angenommen.

Probe-Nummern gratis und franco versendet direct die Verlagshandlung, Berlin SW., 4. Enkeplatz.

